Praktischer

Stilbildungsfreund

für

Schule und Haus,

von

J. Chr. L. Neukirch,
Cantor und Organist der St. Michaeliskirche und Lehrer an der westlichen Bürgerschule in Braunschweig.

Zweites Bändchen.

Hannover.
Hahn'sche Hof-Buchhandlung.
1858.

Schrift und Druck von Fr. Culemann.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bändchens.

Erste Abtheilung. Erzählungen.

		Seite	Die dazu gehörenden Abrisse s. Seite
1.	Die neue Kundschaft	1	122
2.	Der Affe und die Katze	1	122
3.	Der sich schnell resolvierende Hund	2	122
4.	Die Katze unter der Luftpumpe	3	123
5.	Die Zinsenzahlung	3	123
6.	Ein Geizhals und doch ein Menschenfreund	4	123
7.	Der Affe und der Bullenbeißer	5	123
8.	Das preisgegebene Pferd	6	124
9.	Der Tiger und das Hündchen	6	124
10.	Die Umwandlung	7	124
11.	Die Katze und der Fleischerhund	9	125
12.	Der herausgeforderte Eisbär	10	125

Zweite Abtheilung. Briefe.

A. Briefwechsel zwischen Wilhelm Reinhard zu Braunschweig und Eduard Kühnheld zu Lindenheim.

		Seite
1.	Aufforderung zum Schreiben	12
2.	Zustimmung. Erzählung von einem fehlgeschlagenen Affenfange	13
3.	Freude über die Zustimmung und Mittheilung über einen jungen Hasen	15
4.	Freude über die erhaltene Nachricht. Mittheilung über die List eines erwachsenen Hasen	16
5.	Bezugnahme auf die geschehene Mittheilung. Antwort auf die Anfrage wegen der Kirschenernte	17
6.	Rath in Betreff der lästigen Sperlinge. Inschutznahme derselben	18
7.	Erzählung von einem mißglückten Versuche, die Kirschen vor den Sperlingen zu sichern	19
8.	Dank für die Mittheilung. Übersendung von Kirschen	20
9.	Dank für die Kirschen. Einladung zur Messe	21
10.	Nachricht von Eduard's Erkrankung. Bestellung des Arztes und Aufforderung zum Besuche	21

Seite
11. Wilhelm's Freude, den Kranken gesehen und seinen Zustand beruhigend gefunden zu haben. Dann: Freude über die Wartung des kleinen Hasen 22
12. Erfreuliche Nachricht über die fortschreitende Besserung des Kranken. Aufforderung, an ihn selbst wieder zu schreiben . 23
13. Schreiben, an den Patienten gerichtet. Besuch der Menagerie 23
14. Besuch des Affen- und Hundetheaters 26
15. Eduard hat den letzten Brief Wilhelm's selbst gelesen. Er hat zum ersten Male wieder einen Spaziergang im Garten gemacht und wird nächstesmal wieder selbst schreiben . . . 27
16. Glückwunsch zur Genesung 28
17. Danksagung für den Glückwunsch 29
18. Verzögerung des Schreibens durch eine Reise nach Dresden. Einiges über die sächsische Schweiz 29
19. Das übrige die Reise Betreffende, mündlich. Einladung zum Erntefeste und zum längern Besuche 31
20. Zuhausekunft. Reisegesellschafter. Rückerinnerung. Danksagung 32
21. Bezugnahme auf den Reisegesellschafter und Rückerinnerung. Die Kaninchenjagd 33
22. Erlegung des Flußpferdes 35
23. Fleischverbrauch großer Städte. Anfrage wegen junger Bäumchen 37
24. Bestellung der jungen Bäume 38
25. Sendung der bezeichneten Bäume. Bestellung einer Flöte . 39
26. Übersendung der Flöte 40
27. Freude über die Flöte. Urtheil des Lehrers über dieselbe. Dank für die Besorgung. Bitte um Meinungsmittheilung über das zu frühe Rauchen 41
28. Urtheil über das zu frühe Rauchen. Aufforderung zu dem Versuche, den August wieder davon abzubringen 42
29. Erfolg des Versuches. Dank 44
30. Bezugnahme auf die letzte Mittheilung. Dann: der Wasserkäfer 46
31. Der Laubfrosch 48
32. Entwickelung des Wasserkäfers 49
33. Die Vorfeier des Weihnachtsfestes. Erwähnung eines erhaltenen Fernrohres 51
34. Das Weihnachtsfest. Weihnachtsgeschenke. Glückwunsch zum neuen Jahre 52
35. Dank für den Glückwunsch. Gegenwunsch. Das Fernrohr. 53
36. Nutzen des Glases 54
37. Gegossene Spiegel. Erinnerung an versprochene Anekdoten. 56
38. Der pariser Straßenkoth. Einige Anekdoten 57
39. Die Brunnenwiederherstellung 59
40. Bezugnahme auf den vorigen Brief. Noch einige Anekdoten 60
41. Benachrichtigung über das Hinkommen nach Braunschweig. 62

B. Briefwechsel zwischen Antonie Braunfels in Reinthal und Pauline Herold in Wolfenbüttel.

42. Benachrichtigung über den nunmehrigen Aufenthalt auf dem Lande. Erinnerung an den Vorsatz zum öftern Schreiben . 64

Seite

43. Freude über den ersten Brief. Wunsch. Übersendung eines Trinkglases 65
44. Dank für das Glas. Die Newa. Das theure Glas Wasser. 65
45. Freude über den Brief. Jubelfest. Illumination. 69
46. Ländliche Feier des Jubelfestes. Bitte um Besorgung eines neuen Hutes 70
47. Übersendung des Hutes. Ersparen des Besuches wegen Unwohlseins der Mutter Paulinens. 72
48. Der unerwartete Fang am Pfingsttage. Dank für die Besorgung. Nachträgliche Bitte. 72
49. Die unerwartete Wendung der Hochzeitsfeier 75
50. Berührung des zuletzt Mitgetheilten. Bitte um Besorgung von Musikalien 76
51. Übersendung der Musikalien. 77
52. Dank für die Besorgung. Los des Habichts. Beliebtheit des Täubchens. Verzierung seiner Wohnung 77
53. Das Moos 78
54. Der Bernstein 81
55. Werth der Diamanten. Bestellung für die Haushaltung . 83
56. Verständigung der Bienen unter einander 85
57. Verständigung der Ameisen unter einander 87
58. Flachsbau in Belgien. Spitzengarnbereitung 88
59. Beginn des Seidenbaues in Europa 91
60. Schlußbrief. 93

Dritte Abtheilung. Umschreibung der in der Beigabe enthaltenen Gedichte.

		Seite	Die betr. Gedichte s. Seite
1.	Der Schwan und die Krähen	94	127
2.	Der edelmüthige Fleischer.	95	128
3.	Der Gerichtsverwalter	96	129
4.	Der Vater und die drei Söhne	96	130
5.	Der arme Schiffer.	97	131
6.	Ibrahim.	99	132
7.	Der Informator.	100	133
8.	Sanct Meinrad	101	135
9.	Das Pagenbette.	104	139
10.	Peter in der Fremde.	106	141
11.	Der reichste Fürst	109	144
12.	Der Ritter und der Löwe.	109	145
13.	Woltemade.	110	147
14.	Die Kuh.	111	147
15.	Der Lohn	114	150
16.	Der alte Hans	116	152
17.	Harras, der kühne Springer	118	154
18.	Bischof Kollonits	120	156

Beigabe zur ersten Abtheilung, enthaltend kurze Abrisse der Erzählungen zu weiterer Ausführung.

Nr. 1—12 . . . . Seite 122—125

Bemerkung, eine Beigabe zur zweiten Abtheilung betreffend. Seite 126

Beigabe zur dritten Abtheilung, enthaltend die Gedichte zum Umschreiben.

Nr. 1—18 . . . . Seite 127—158

Anhang, enthaltend Geschäftsaufsätze.

		Seite
1.	Rechnung	159
2.	Quittungen	160
3.	Empfangscheine	160
4.	Obligationen oder Schuldscheine	160
5.	Tilgungsschein	161
6.	Vollmacht	161
7.	Revers (Sicherungsschein)	162
8.	Contracte	162
9.	Atteste (Zeugnisse)	164
10.	Testament	164

Erste Abtheilung.

Erzählungen.

Siehe die Beigabe zur ersten Abtheilung und die hierauf bezüglichen Nachweisungen im Inhaltsverzeichnisse.

---

1. Die neue Kundschaft.

Der Wundarzt Morand zu Paris hatte einen Freund, dessen Hund bei einem verfehlten Sprunge das Bein brach. Aus Gefälligkeit gegen seinen Freund nahm er den armen Schelm in die Cur und heilte das Bein in kurzer Zeit. Nicht lange darauf sitzt Morand in seinem Zimmer und studiert. Auf einmal hört er an der Thür etwas kratzen. Er steht auf, um nachzusehen, was da vorgeht. Er öffnet die Thür, und zu seiner Verwunderung tritt der Hund herein, den er geheilt hat, aber nicht allein, sondern in Begleitung eines Patienten, — eines andern Hundes nämlich, der auch das Bein gebrochen und seinem Kameraden mühsam nachgehinkt kommt. Mit vielem Schmeicheln gab der geheilte Hund seinem Wohlthäter bittend zu verstehen, daß er doch seinen Kameraden auch heilen möchte. Und der gutmüthige Heilkünstler sagte: „Na, diesmal will ich es wohl noch thun; aber ihr müßt mir nicht zu oft kommen mit euren Angelegenheiten." — Und er heilte den fremden Hund auch.

2. Der Affe und die Katze.

Ein Engländer machte in Italien eine Lustreise und nahm seinen Affen zum Begleiter mit. Unterweges wurde er von einem Gewitter überfallen, und um seinen Affen zu schützen, wickelte er ihn in seinen Mantel. So kamen sie gegen Abend in einem Gasthofe an, in welchem der Herr zu übernachten beschloß. Er setzte sich an den Kamin und der Affe nahm ihm gegenüber Platz. Bis das Abendessen aufgetragen wurde, machte sich der Engländer einige Beschäftigung mit süßen Kastanien, die er im Kohlenfeuer röstete und mit der Feuer=

zange daraus hervorholte. Der Affe aber wollte nicht bloß müßiger Zuschauer sein und machte daher allerlei Versuche, ebenfalls einige Kastanien aus dem Kaminfeuer zu erhalten. Aber die glühenden Kohlen schreckten ihn immer wieder zurück. Da wurde die Thür geöffnet, und mit dem eintretenden Kellner kam auch eine Katze hereingeschlichen. Kaum bemerkte sie der Affe, als er auf sie zusprang und sie ohne Weiteres herbeizog. Ohne sich an ihr Sträuben und Schreien zu kehren, faßte er, indem er sie festhielt, mit der einen Hand ihr rechte Vorderpfote, und langte damit in größter Geschwindigkeit einige Kastanien aus dem Kohlenfeuer hervor. Die anwesenden Gäste konnten sich bei diesem drolligen Anblicke des Lachens nicht enthalten.

3. Der sich schnell resolvierende Hund.

In einer Universitätsstadt hatte ein Gastwirt einen Hund, der so abgerichtet war, daß er in einem Korbe mancherlei einholen konnte, ohne daß jemand mit ihm zu gehen brauchte. Man legte ihm in einen Korb das eingewickelte Geld und einen Zettel, auf welchem geschrieben stand, was er bringen sollte, und so konnte man immer gewiß sein, daß er das Verlangte unversehrt brachte. Um ihn mal auf die Probe zu stellen, wie weit er wohl seiner Lüsternheit Herr sei und wie er das ihm anvertraute Gut in der Gefahr vertheidigen würde, schickte man ihn eines Tages zum Fleischer, von dem er eine Bratwurst holen sollte. Er trollte ab mit seinem Korbe, empfing im Fleischerladen das Verlangte und trat ruhig seinen Rückweg an. Bald aber witterten seine Kameraden, die andern Hunde, den verborgenen Leckerbissen, und zeigten durch ihre vorgestreckten Schnauzen und heftig spürenden Nasen hinreichend, wie große Lust sie hatten, in nähere Berührung mit der so einladend duftenden Wurst zu treten. Aber als sie nun auch Anstalt machten, den Deckel zurückzuschieben, da setzte der Träger schnell seinen Korb nieder und bellte und biß die zudringlichen Gäste zurück. Endlich aber sah er sich doch übermannt, die Wurst war nicht mehr zu retten, und so packte er selbst vor allen andern mit den Zähnen sie an und suchte so viel davon als möglich in seinem eigenen Magen zu bergen.

4. Die Katze unter der Luftpumpe.

Ein Naturforscher wollte in Gegenwart mehrerer Personen die Wirkungen der Luftpumpe zeigen. Zunächst hatte er deshalb eine Katze unter die gläserne Glocke gesetzt, um an ihr die Wirkungen der allmähligen Verdünnung der Luft und dann des gänzlichen Mangels derselben darzuthun. Schon hatte er verschiedene Züge mit dem Pumpenstocke gethan, als dem Thiere in der sich immer mehr verdünnenden Luft unwohl werden mochte. Doch jetzt merkte die Katze, woher die Gefahr kam, und schnell setzte sie die Pfote auf das Loch, durch welches die Luft hinweggezogen wurde. So verhinderte sie, daß ihr noch ferner Luft aus ihrem Behältnisse genommen wurde. Alle Bemühungen des Naturforschers, die Katze zum Zurückziehen der Pfote zu bewegen, blieben vergeblich. Da ließ er endlich wieder Luft einströmen, und augenblicklich zog das Thier die Pfote zurück und verschaffte der willkommnen Gabe freien Eingang. Sobald er aber wieder einen Zug that, die Katze der Luft zu berauben, eilte sie schnell, die Öffnung wieder zu schließen. Alle Zuschauer klatschten dem klugen Benehmen des Thieres Beifall zu, und man sahe sich genöthigt, es wieder zu befreien und eine andere Katze an seine Stelle zu bringen, die weniger Umsicht und Klugheit besaß.

5. Die Zinsenzahlung.

Einem reichen Landmanne im Canton Zürich waren verschiedene benachbarte Bauern ansehnliche Summen schuldig, wovon sie jährlich Zinsen bezahlen mußten.

Nun fiel einst eine große Theurung ein, und die armen Bauern, die nichts verkaufen konnten von dem geringen Ertrage ihrer Ernte, wußten nicht, woher sie das Geld zur Abtragung der Zinsen nehmen sollten.

Der Tag der Zahlung erschien, und der begüterte Gläubiger ließ die Schuldner alle zu sich fordern. Sie kamen, aber alle mit schwerem Herzen, denn sie erwarteten, daß man ihnen die Zinsen abfordern würde, die sie diesmal doch ganz unmöglich aufbringen konnten.

Zwar wurden sie von ihrem Gläubiger freundlich empfangen und sogar gebeten, sich an einen schon gedeckten Tisch zu

setzen und mit ihm zu essen; aber es wollte ihnen weder Essen noch Trinken schmecken, so bange war es ihnen ums Herz.

Der Wirt bemerkte ihre Verlegenheit und sagte: „Ich sehe wohl, lieben Leute, das Essen will euch nicht schmecken; aber hier habe ich eine Arznei, die euren Magen schon wieder herstellen wird.“

Mit diesen Worten gab er jedem von ihnen einen Zettel, der eine Quittung über ihren Jahreszins enthielt. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen, und ließen sich's darauf wohl schmecken.

Oft ist die gute Art, mit der man Wohlthaten erzeigt, mehr werth, als die Wohlthat selbst; so wie das ansehnlichste Geschenk durch die üble Art, mit der es gemacht wird, oft seinen ganzen Werth verliert. Campe.

6. Ein Geizhals und doch ein Menschenfreund.

In der Stadt Rheims in Frankreich lebte ein Geistlicher, Namens Godinot, welchen man gewöhnlich den filzigen Geizhals nannte. Er hatte eine sehr reichliche Einnahme, und dennoch übertrieb er seine Sparsamkeit auf eine gar arge Weise. Sich selbst gönnte er sehr wenig zur Lebenserheiterung, und die um Almosen Bittenden wurden ohne Ausnahme von seiner Thür hinweggewiesen. Er wußte sehr wohl, daß man deshalb hart über ihr ihn urtheilte; allein er ließ das ruhig über sich ergehen und strebte nur immer, seine Capitalien zu vermehren.

Endlich hatte er 100,000 Gulden zusammengespart. Da wandte er sich an die Obrigkeit der Stadt und eröffnete ihr: „daß es ihm von jeher leid gethan, daß seiner lieben Vaterstadt Rheims ein gutes Trinkwasser gänzlich mangele, und besonders die ärmern Einwohner durch diesen Mangel sehr empfindlich betroffen würden. Er habe daher beim Antritte seines einträglichen Pfarramtes den Entschluß gefaßt, diesem Mangel, wenn auch mit einiger Aufopferung, abzuhelfen. Durch die strengste und unablässigste Sparsamkeit habe er nun eine Summe erübrigt, die nach dem Urtheile Sachverständiger hinreichend sei, von einer bekannten, aber entfernten Quelle das herrliche Trinkwasser herzuleiten. Er erbitte sich daher die

Erlaubniß, zum besten der Stadt eine Wasserleitung herstellen zu dürfen."

Mit größter Freude und rühmlichster Anerkennung seines hochherzigen Entschlusses wurde ihm seine Bitte gewährt, und er brachte das schöne und gemeinnützige Werk nun auch wirklich zu Stande.

Jetzt schätzte man ihn allgemein hoch als einen Menschenfreund und als den Wohlthäter der Stadt, und noch bis auf den heutigen Tag wird sein Andenken von den Einwohnern der Stadt Rheims hoch in Ehren gehalten. Nach Snell.

7. Der Affe und der Bullenbeißer.

In einer Stadt Englands fand einst ein öffentlicher Kampf statt zwischen einem großen Affen und einem mächtigen Bullenbeißer. Verschiedene Wetten wurden gemacht, daß der riesige Hund den schmächtigen Affen schon binnen sechs Minuten getödtet haben würde. Zwar wurde dem letztern als Waffe ein etwa fußlanger Knüppel zugestanden; doch schien das den meisten nichts besser, als gar keine Waffe. Hunderte von Zuschauern hatten sich versammelt; alles war gespannt auf das bis dahin noch nicht vorgekommene Schauspiel. — Kurz vor dem Beginn des Kampfes zog der Eigenthümer des Affen den kurzen dicken Prügel aus der Tasche, warf ihn dem Thiere zu und sagte: „Jakob, sieh dich vor!" — Jetzt ward der Bullenbeißer losgelassen, und mit der Wuth eines Tigers sprang er auf seinen Gegner los. Dieser aber that mit blitzschneller Gewandtheit einen klafterlangen Seitensprung und entging dadurch für den Augenblick dem grimmigen Feinde, der in der einmal genommenen Richtung an ihm vorbeisprang. Aber ehe der Hund sich noch umgedreht hatte, saß ihm auch schon der flinke Affe auf dem Rücken, biß sich mit den Zähnen in seinen Hals ein, packte mit der linken Hand sein Ohr, damit er den Kopf nicht wenden und beißen konnte, und prügelte nun mit rasender Schnelligkeit so derb und so unbarmherzig auf den Kopf seines Feindes los, daß dieser wie toll und blind herumlief, jämmerlich heulte und endlich halb todt und ohnmächtig ausden Händen des indischen Helden gerettet werden mußte.

8. Das preisgegebene Pferd.

Ein Fuhrmann, der öfters in Gesellschaft anderer Fuhrleute weite Reisen machte, hatte ein sehr bösartiges Pferd, welches zuweilen um sich biß und schlug und dadurch seinem Herrn mancherlei Verdrießlichkeiten verursachte. Eines Abends wurden die Fuhrleute in einer Schlucht von drei hungrigen Wölfen angefallen. Schnell war man darüber einig, das bösartige Pferd den Wölfen preiszugeben und den Schaden gemeinschaftlich zu tragen. Es wurde daher, während einige der Männer mit ihren Hacken die Wölfe von den übrigen Pferden abwehrten, rasch ausgespannt und fortgejagt. Sogleich setzten ihm die Wölfe nach, wobei es seine Verfolger hinten durch kräftige Hufschläge und vorn durch tüchtige Bisse zurückzuscheuchen suchte. Endlich verloren sich die vier Thiere aus dem Gesichte der Fuhrleute, welche nun weiter eilten und bald ein sicheres Nachtquartier erreichten.

Als sie nachher im Wirtshause beim Abendessen saßen und noch von dem unerwarteten Überfalle, von dem heftigen Kampfe und dem gewiß kläglichen Ende des beißigen Pferdes mit einander sprachen, hörte man ein ungewöhnliches, starkes Klopfen an der Hausthür. Der Hausknecht öffnete dieselbe, und ein Pferdekopf mit dem, was noch daran saß, streckte sich herein. Groß war die Verwunderung der Fuhrleute, als sie das fortgejagte Pferd wieder sahen, das zwar bedeutende Wunden an sich trug, aber doch seinen blutgierigen Verfolgern glücklich entkommen war. Wegen eines so ausgezeichneten Muthes gegen drei gefährliche Feinde und wegen der so großen Treue gegen seinen Herrn beschloß man, dem Thiere sein früheres schlechtes Betragen zu verzeihen und es als Reisegefährten wieder anzunehmen.

9. Der Tiger und das Hündchen.

Ein nordamerikanischer Schiffscapitain hatte einst einen großen Tiger zum Geschenk erhalten. Er ließ demselben jeden Tag einen Hund vorwerfen, den er um ein Billiges haben konnte. Der vorgeworfene Hund diente gewöhnlich dem Raubthiere eine kurze Zeit zum Spielwerke, etwa wie die Maus der

Katze, und wurde dann von demselben gewaltsam zerissen und verzehrt.

Eines Tages wurde auch ein kleiner Hund in den Käfig geworfen, der aber, sobald er seine gefährliche Lage erkannte, grimmig gegen den Tiger emporsprang und ihn in die Schnauze biß. Dem mächtigen Raubthiere schien der ohnmächtige Grimm seines kleinen Gegners Spaß zu machen; es ließ ihn gewähren, legte sich bald der Länge nach auf die Seite, bald setzte es sich mit untergeschlagenen Beinen nieder, betrachtete wohlgefällig das erbitterte Thierchen und wehrte es nur nachsichtig mit der Pfote ab, bis es sich müde getobt hatte. Nun fing der Tiger an, den Hund zu liebkosen und ihm Vertrauen einzuflößen. Dies gelang ihm endlich, und bald legten sich beide neben einander und schliefen. Von der Zeit an waren sie unzertrennliche Freunde. Durch eine kleine Öffnung, die man an der Seite des Käfigs anbrachte, ging der Hund ohne Scheu aus und ein. Später machte man zuweilen den Versuch, erst einen fremden Hund vor das Käfiggitter zu setzen, und indem der Tiger darauf zuschoß, schnell seinen Liebling vorzuhalten; aber immer erkannte er sogleich den Betrug und liebkoste dann den Begünstigten desto zärtlicher.

10. Die Umwandlung.

Mit schwer beladener Schiebekarre kommt mäßigen Schrittes auf der Landstraße dahergefahren Kunz, ein armer Bauersmann. Durstig und erschöpft von der Länge des Weges und von der Hitze des Tages langt er endlich beim ersehnten Wirtshause eines an der Landstraße belegenen Dorfes an. Er geht hinein und läßt sich einen Krug Bier und ein großes Stück Schwarzbrot geben. Beides schmeckt ihm vortrefflich. Dabei überrechnet er, wieviel ihm die Fahrt nach der Stadt sicher eintragen wird, und zufrieden mit dem, was er hofft, gedenkt er der Freude seiner Familie bei seiner spätern Zurückkunft.

Während er noch sitzt und sich erquickt, kommt eine prächtige Kutsche dahergefahren und hält vor dem Wirtshause an. Ein einzelner, vornehm gekleideter Herr sitzt darin, und reich betreßte Diener springen herab und treten an den Kutschenschlag, um die Befehle ihres Herrn zu vernehmen. Schnell

eilen sie dann ins Gasthaus, während der Herr im Wagen ruhig sitzen bleibt. Bald kommen sie wieder zurück und bringen kalten Braten und Wein und einiges Andere noch zur Erfrischung, und der Herr im Wagen läßt sich's wohl schmecken.

Der vorher so genügsame und zufriedene Kunz aber sieht mit stiller Verwunderung dem ganzen Auftritte zu. Auf seinem Gesichte zeigt sich die allmählich aufsteigende Unzufriedenheit und der Mißmuth, die jetzt sein Inneres bewegen, und, noch immer den speisenden Herrn ansehend, spricht er bei sich selbst: „Dieser Reiche kann Braten essen und Wein trinken, und dabei thut er noch nicht mal einen Schritt aus dem Wagen; alles wird ihm gebracht. Ich aber muß zu Fuße gehen, muß mir sauer werden lassen, und habe nichts weiter zu meiner Erquickung, als trockenes Schwarzbrot und Bier. Wenn ich's doch auch so haben könnte, wie der Reiche da!"

Der Herr im Wagen sieht verschiedenemal hin zum Armen und scheint zu ahnen, was in dessen Seele vorgeht. Deshalb redet er ihn an mit den Worten: „Schmeckt's, guter Freund?" — „Nun, es muß!" antwortet Kunz; „wenn man weiter nichts hat, als Hunger und trocken Brot, so treibt eins das andere." — „Nun," sagt der Reiche, „Ihr könnt's vielleicht besser haben! Hättet Ihr wohl Lust, mit mir zu tauschen?" — „Ei, das sollt' ich meinen!" versetzt Kunz rasch; „steige der Herr nur aus und gebe mir alles, was er hat, dann will ich ihm auch geben, was ich habe."

„Nun," spricht der Herr zu seinen Bedienten, „so helft mir mal, daß ich aussteige!"

Und sie öffneten den Kutschenschlag. Einer steigt hinein, der andere bleibt davor stehen, und mit großer Anstrengung und Vorsicht wird der Herr aus dem Wagen gehoben. Aber stehen kann er nicht, denn beide Füße sind ihm lahm, und er muß sich daher von einem seiner Bedienten so lange halten lassen, bis der andere die Krücken herbeigeholt hat. Darauf stützt sich der lahme Mann und spricht zu Kunz: „Nun, wie steht's, mein Freund, mit unserm Tausche? — Habt Ihr noch Lust dazu, so gebt mir Eure gesunden Beine, dann könnt Ihr einsteigen und Besitz nehmen von dem, was ich habe."

Aber Kunz hatte sich schon entsetzt beim Anblicke des unglücklichen Mannes in seiner Hülflosigkeit; jetzt spricht er aus vollster Überzeugung: „Bewahre mich Gott! Meine beiden gesunden Füße sind mir lieber, als tausend Pferdefüße! Lieber will ich trockenes Brot essen und Wasser trinken und dabei frei gehen und stehen können, als tagtäglich Braten und Wein genießen und mich dabei wie ein schwaches Kind von andern führen lassen."

„Habt Recht!" sagte der Reiche, „ein gesunder armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel."

„Ich danke Ihnen von Herzen," versetzt drauf Kunz, „daß Sie mich von meiner Unzufriedenheit mit meinem Lose und von meiner Undankbarkeit gegen Gott so schnell geheilt haben. Möge Gott Sie behüten und Ihnen Ihr Los erleichtern!" — Und damit faßte er die Handhaben seines Schiebebockes und wanderte frohen Sinnes mit demselben der Stadt zu.

Nach Salzmann.

11. Die Katze und der Fleischerhund.

Eine Katze hatte ihre Lagerstätte unter der Treppe im Wirtshause eines Dorfes. Hier lag sie, friedlich schnurrend, in der Mitte ihrer krabbelnden Jungen, leckte sie zärtlich und labte sie mit ihrer Milch. Da kam der Fleischerbursche ins Haus, um nach einem Kalbe zu fragen. Sein großer Hund aber stöberte rasch im Hause umher, um für seinen hungrigen Magen vielleicht einige Bissen zu erschnappen. Mit einem Male stand er vor dem Eingange der Katzenwohnung. Er stutzte und glotzte die stillen Bewohner an. Aber indem er nun knurrend die Zähne fletschte und Miene zum Angriff machte, erhob sich ganz leise Mutter Katze, und indem ihr Rücken sich wölbte, ihre Haare sich sträubten und ihre Augen sprüheten, sprang sie mit schnellem Satze dem drohenden Hunde auf den Nacken und versetzte ihm mit ihren scharfen Tatzen die empfindlichsten Maulschellen in solcher Menge, daß er gar nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. In der Angst sprang er auf Tische und Bänke und schüttelte heftig den ganzen Körper; aber die Katze ließ sich dadurch nicht irre machen, — sie saß wie angeleimt und setzte ihr Krallenwerk unermüdlich fort.

Jetzt sprang der Hund aus dem Hause und jagte in seiner Besessenheit durchs Dorf, indem er entsetzlich heulte. Da nahete sich seine Erlösung; es erschienen andere Hunde und begleiteten mit lautem Gebell den seltsamen Hunderitter. Die Katze hielt es nicht für rathsam, in der stets wachsenden, ehrenvollen Begleitung den Ritt noch weiter fortzusetzen; rasch saß sie ab, huschte über einen Zaun und kehrte so wieder zu ihren Jungen zurück. Aber so oft nachher der Fleischer wieder in dieses Dorf kam, blieb sein Hund draußen vor dem Orte, bis sein Herr seine Geschäfte beendigt hatte und zurückkam. So groß war seine Furcht vor einer nochmaligen Katzenreiterei.

12. Der herausgeforderte Eisbär.

Ein brittischer Wallfischfänger lag nicht weit von Grönland an einem Eisfelde vor Anker. In ziemlich weiter Entfernung bemerkte man vom Schiffe ab einen großen Eisbären, der nach Beute zu suchen schien. Einer von den Matrosen, der sich als Großprahler gern hervorthat, erbot sich sogleich, dem Raubthiere nachzusetzen. Alle Vorstellungen und Warnungen seiner Kameraden wies er höhnend zurück, und um ganz sicher zu gehen, that er noch einige herzhafte Züge aus seiner Rumflasche. So ging er, bloß mit einer Wallfischlanze bewaffnet, seiner abenteuerlichen Unternehmung mit dreisten Schritten entgegen. — Etwa eine halbe Stunde Weges hatte er über lockern Schnee und schroffe Eisblöcke zurückzulegen. Je weiter er vom Schiffe und je näher er dem Bären kam, desto unsicherer und kürzer wurden seine Schritte; sein anfänglicher großer Muth war bald zum jämmerlichen Zwerge zusammengeschrumpft. Jetzt war er dem Feinde nicht mehr fern, der still stand und ihn neugierig erwartete. Auch der Matrose stand still und schwang seine Lanze einigemal hin und her. Dann suchte er durch Schreien und Drohen mit seiner Waffe das Ungethüm in Schreck zu setzen. Doch Meister Petz schien so wenig das Drohen wie das Schreien richtig zu verstehen, denn er machte Anstalt, näher zu kommen und sich wegen des eben Geschehenen erkundigen zu wollen. Aber auf weitere Erklärung darüber wollte sich der Lanzenheld nicht gern einlassen; denn schon merkte er, daß ihm die Kniee etwas wankten und

die Lanze in seiner Hand zu zittern anfing. Deshalb entschloß er sich kurz, drehte seinem plumpen Widersacher den Rücken zu und — nahm Reißaus. Der Bär, einmal begierig, seinen Besuchsmann näher kennen zu lernen, eilte ihm nach. Da warf der Matrose, um besser laufen zu können, seine Lanze von sich. Der Bär sahe sie, stutzte, betastete und untersuchte sie mit seinen Pfoten und biß hinein. Dann aber, da er sie nicht schmackhaft fand, setzte er seine Verfolgung eifrig fort. Schon war er dem keuchenden Schiffsknechte wieder ziemlich nahe, da warf dieser, um aufs neue einen Vorsprung zu gewinnen, seinen Fausthandschuh hinter sich. Der Bär blieb abermals stehen, untersuchte und beroch auch den Handschuh von allen Seiten, und trabte dann wieder dem Flüchtlinge nach. Da mußte der zweite Handschuh denselben Dienst verrichten. Und endlich flog auch noch der Hut des Matrosen zu gleichem Zwecke dem furchtbaren Verfolger entgegen, und dieser verfehlte nicht, auch ihm die gewünschte Aufmerksamkeit zu beweisen und ihn noch obendrein mit den Zähnen zu zerreißen. Doch die Gefahr wuchs mit jeder Secunde, und der unbesonnene Matrose würde jedenfalls das Opfer seines entsetzlichen Geleitsmannes geworden sein, wenn nicht die übrigen Matrosen zu seiner Rettung herbeigeeilt wären. Sie kamen bewaffnet den beiden Dahertrabenden entgegen, bildeten schnell eine kleine Kampfreihe, öffneten dem gehetzten Flüchtlinge den Durchgang und schlossen dann wieder die Reihe, um den furchtbaren Gast gebührend zu empfangen. Doch unter so veränderten Umständen beharrte derselbe nicht auf seinem verzweifelten Vorsatze. Nur mit dem Einen Helden wollte er den Bund schließen auf Leben und Tod, — so viele auf Einmal, schienen ihm nicht genehm. Ohne langes Besinnen wandte er daher der Empfangsgesellschaft den Rücken zu und entfernte sich eben so schnell wieder, wie er gekommen war. Der Flüchtling aber, obgleich durch eine Schutzwehr hinreichend gedeckt, lief in seiner Herzensangst so lange, bis er sich hinter den Wänden des Schiffes geborgen wußte. Nie ließ er sich's wieder beikommen, den Eisbären Besuche abzustatten oder auch nur mit seinem Muthe zu prahlen; die Bärenlection hatte also ganz gut bei ihm angeschlagen.

Zweite Abtheilung.

Briefe.

A. Briefwechsel zwischen Wilhelm Reinhard zu Braunschweig und Eduard Kühnheld zu Lindenheim.

1. Aufforderung zum Schreiben.

Lindenheim, den 16. Juni 1855.

Lieber Wilhelm!

Als ich vor vierzehn Tagen bei Dir zum Besuch war, da zeigtest Du mir verschiedene sehr schöne Abbildungen, und erzähltest mir manches von den Thieren, welche dieselben darstellten, was mich ungemein interessierte. Ganz besonderes Vergnügen gewährte mir aber Deine Erzählung von dem Verfahren, wie man die Affen fängt. Da ist mir nun gestern ein Einfall gekommen, der mich sehr lebhaft beschäftigt, und dem Du vielleicht auch nicht abgeneigt sein wirst. Nicht etwa, daß wir auch mal den Versuch mit solchem Fange machen möchten, — da würden wir erst einen gar zu langen Marsch mit unsern kurzen Beinen zurücklegen müssen, — also das nicht. Aber, um unsern ziemlich ins Stocken gerathenen Briefwechsel wieder etwas in Gang zu bringen, ist mir der Gedanke gekommen, daß es ganz herrlich sein würde, wenn Du mir hin und wieder Ähnliches schriftlich mittheiltest, wie Du mir dort beim Besehen der Bilder mündlich erzähltest. Ich dagegen würde Dir dies und jenes schreiben, was man hier auf dem Lande wohl zu bemerken Gelegenheit hat. An Stoff zum Schreiben wird's uns dann gewiß so leicht nicht fehlen, zumal, wenn wir mit sonstigen Gegenständen abwechseln.

Sollte dieser Vorschlag Deinen Beifall finden, woran ich nicht zweifle, so benachrichtige mich darüber, und wir benutzen dann die Gelegenheit, durch welche wir allwöchentlich, mitunter auch noch öfter, unsre Briefe so leicht und ohne Kosten ein=

ander zuschicken können, und auf diese Weise beständig in einem angenehmen Verkehr mit einander bleiben. Dein

aufrichtiger Freund
Eduard Kühnheld.

2. Zustimmung. Erzählung von einem fehlgeschlagenen Affenfange.

Braunschweig, den 23. Juni 1855.

Lieber Eduard!

Dein freundlicher Vorschlag kommt mir wie gerufen. Gewiß, auch mir wird ein solcher Briefwechsel sehr angenehm und auch nicht ohne Nutzen für uns beide sein. Und damit Du siehst, wie sehr mir das Wort vom Herzen kommt, so mache ich sogleich den Anfang, Deinen Vorschlag in der von Dir bezeichneten Weise in Ausführung zu bringen.

Die Erzählung vom Affenfange hat Dir also Vergnügen gemacht, und wohl mag es auch ein nicht geringes Vergnügen für den Jäger sein, wenn er diese Thiere in Folge ihrer gränzenlosen Nachahmungssucht so leicht in seine Gewalt bekommt. Doch geschieht es auch wohl bisweilen, daß der Affenfang nicht so lustig für den Affenfänger endigt, wie Du aus dem Folgenden ersehen wirst.

Heinrich, der Sohn eines amerikanischen Farmers im Staate Mandan, beabsichtigte auch eines Tages einen Affen zu fangen. In Begleitung seines Bruders Franz und seiner Schwester Jakobine begab er sich an den Rand des nahen Waldes, von wo aus die Affen von den Bäumen herab mit sehnsüchtigen Blicken das Maisfeld betrachteten. Heinrich zog einigemal seine Stiefeln aus und an, so, daß die Affen es sehen konnten. Dann beklebte er die ausgezogenen Stiefeln inwendig mit einem klebrigen Wachse und ließ sie so stehen. Hierauf versteckten sich die Geschwister in einem dichten Busche, aus dem sie jedoch den ganzen Platz genau beobachten konnten.

Nicht gar lange währte es, da kam ein Affe mit blauen Backen angeschlichen, und unter den possierlichsten Grimassen näherte er sich den Stiefeln. Zuerst beschnoberte er sie mit seiner Nase von allen Seiten, dann guckte er mit klein blinzelnden Augen hinein, wobei er abermals die lächerlichsten

Possen machte. Endlich erfaßte er mit beiden Händen den einen Stiefel, hob das magere Bein empor und schob es hinein. Dabei sah er stolz um sich und schnitt die wunderlichsten Gesichter. Sobald der Stiefel glücklich angebracht war, schoß der Affe vor Freuden einen Purzelbaum, wobei der angezogene Stiefel fest am Beine sitzen blieb. Die Kinder hatten Mühe, das laute Lachen zu unterdrücken. — Nun langte er nach dem zweiten Stiefel; doch ein anderer, neidischer Kamerad kam ihm zuvor und ergriff denselben. Wüthend schoß der erste Affe auf seinen Kameraden los, um ihm das Kleinod wieder zu entreißen. Beide erhoben ein fürchterliches Geschrei und rissen sich um den Stiefel, während sie mit Beißen und Kratzen einander unaufhörlich zusetzten. Dies sah zwar lächerlich genug aus, doch lag es nicht mit in Heinrichs Plane; nur Einem waren die Stiefel zugedacht, — bei Zweien konnte er darum kommen. Schnell verließ er daher das Gebüsch, um mit einem tüchtigen Prügel den augenblicklichen Schiedsrichter zwischen den streitenden Parteien zu machen; doch schon hatte der zweite Affe den Stiefel an sich gerissen und war, statt mit dem Beine, — mit der linken Hand hineingefahren. Sofort saß er fest darin, doch zu Heinrichs Schaden, denn als dieser schreiend und mit erhobenem Prügel herbeieilte, konnten beide Affen, trotz der Stiefeln, recht schnell die hohen Bäume erklettern. Der eine Affe hatte sich rechts, der andere links gewandt. Die Kinder gaben sich alle Mühe, durch Schreien, Werfen mit Steinen, Anschlagen an die Bäume u. dgl., die genommenen Stiefel wieder zu erhalten, aber vergebens. Der Abend kam heran, die Sonne sank unter, die Affen verschwanden endlich ganz in den ihnen wohlbekannten, dickbelaubten Bäumen, und die Stiefel kamen ebenfalls nicht wieder zum Vorschein. — So endigte zur großen Betrübniß der drei Geschwister der so lustig begonnene Affenfang, und in bloßen Strümpfen gehend, kam Heinrich in Begleitung seiner Geschwister mißmuthig wieder im Wohnhause an.

Mein Brief, lieber Eduard, ist schon viel zu lang geworden, also nur flink geschlossen! Punktum.

Dein Wilhelm.

3. Freude über die Zustimmung und Mittheilung über einen jungen Hasen.

Lindenheim, den 30. Juni 1855.

Mein bester Wilhelm!

Lang ist er geworden, Dein Brief vom 23. Juni nämlich, aber keineswegs zu lang, und dabei in doppelter Beziehung mir erfreulich: Zuerst dadurch, daß er mir die so freundliche Nachricht brachte, wie Du so gern auf meinen Vorschlag eingehst; dann aber insbesondere dadurch, daß Du sogleich in demselben den Anfang zur Ausführung machst, und zwar auf eine für mich so angenehme Weise. Gewiß, Deine Erzählung hat mich sehr interessiert, obgleich ich den armen Burschen wegen des Verlustes seiner Stiefeln, die dort nicht wohlfeil sein sollen, bedauert habe.

Nun theile ich Dir etwas mit von dem Wenigen, was ich weiß. — Am vorigen Mittwoch-Nachmittage kam unsers Försters August und fragte mich, ob ich einen Spaziergang mit ihm und seinem Vater ins Holz machen wolle. Sobald ich die Erlaubniß meiner Eltern dazu hatte, ging ich mit ihm. — Wir waren kaum in der Nähe des Waldes angelangt, als wir eine angstvolle, quäkende Stimme vernahmen. Schnell sprang der Förster nach der Stelle hin, von woher die klagende Stimme kam, und im Augenblick flog ein großer Habicht von dort aus in die Höhe; aber eben so geschwind kam er wieder rücklings zur Erde niedergewippt, denn der Förster hatte ihm schnell noch eine Kleinigkeit, und zwar mit fürchterlichem Knalle, aus seiner Büchse nachgeschickt. Gut getroffen lag er sofort todt vor unsern Füßen. Augusts Vater aber bückte sich und hob aus dem hohen Grase ein Häschen empor, das der Habicht im Begriff gewesen war, im Stillen abzuschlachten und zu verspeisen, das aber nun durch unsere Dazwischenkunft gerettet war. Und — denke Dir meine Freude! — auf Augusts Bitten schenkte mir sein Vater das liebe Thierchen, und sagte mir, wie ich es anfangs mit Milch und Semmel füttern und ihm später — aber nicht zu viel auf einmal — Kohl und dergleichen geben müßte. Ich dankte dem guten Manne und eilte mit meinem Häschen zu Hause, wo ich sogleich mit seiner Fütterung den Anfang machte. Er hatte guten Appetit, und

ich denke ihn daher schon groß zu kriegen. Du wirst Dich freuen, wenn Du mal kommst und das Thierchen dann so zahm sein wird, daß es Dir aus der Hand frißt.

Ich schließe für diesmal und grüße Dich herzlich.

Dein Eduard K.

4. Freude über die erhaltene Nachricht. Mittheilung über die List eines erwachsenen Hasen.

Braunschweig, den 7. Juli 1855.

Lieber Eduard!

Die Nachricht von dem so unverhofften Geschenke, welches Dir der gütige Förster gemacht hat, ist mir ungemein erfreulich gewesen. Das kleine Hasenbürschchen muß Dir nun wohl doppelt lieb sein: — zuerst schon an und für sich, und dann auch, da es erst aus den mörderischen Klauen eines solchen Bösewichts gerettet und so am Leben erhalten ist. Vielleicht einige Minuten später durftet Ihr kommen, und — es wäre um den armen Kleinen geschehen gewesen! — Sobald er aber erst den Kinderschuhen entwachsen ist, wird er sich schon gegen dergleichen Angriffe mit Nägeln und Zähnen zu vertheidigen wissen; wenigstens hat man schon auffallende Beispiele der Art erlebt. Wo er aber, als erwachsener Hase, in der Bedrängniß mit seinen Waffen nichts ausrichten kann, da nimmt er mitunter seine Zuflucht zur List. So schickte einst ein Jäger seinen großen Hund einem flüchtigen Hasen nach, und bald hatte derselbe ihn eingeholt. Aber im Augenblicke, wo er den Flüchtling mit mächtigem Sprunge erhaschen wollte, hielt plötzlich derselbe mit Laufen inne; der Hund, einmal im vollen Satz begriffen, sprang weit über ihn hinweg, und der Hase eilte nun in einer ganz andern Richtung schnell weiter. Sein Verfolger hatte ihn im Augenblicke aus dem Gesichte verloren, und so gelang es dem flüchtenden Thiere, eine große Schafherde zu erreichen, die auf einem nicht sehr fernen Anger weidete. Ohne Zögern rannte der Flüchtling zwischen die friedlichen Thiere, und so war er denn zwischen der Menge der Schafsbeine mit einem Male vor den weitern Verfolgungen seines Feindes gesichert; denn der herzueilende Schäfer verbat sich sehr höflich mit seinem drohenden Schäferhaken alle Visi-

tation unter seinen Schafsbeinen. Der große, langbeinige Jagdhund mußte also unverrichteter Sache wieder abziehen und konnte seinem wartenden Herrn nur beschämt rapportieren, daß ihm das kurzbeinige Langohr unvermuthet abhanden gekommen sei.

Erzähle doch dies einmal Deinem kleinen Hasen, damit er sieht, wie nicht bloß so kleine Kerle, wie er einer ist, in arge Bedrängniß gerathen können, sondern daß auch große Herren seines Geschlechts oft nicht wissen, wo aus noch ein, und nur Gewandtheit und List ihnen dann helfen können.

Da fällt mir eben noch ein, lieber Eduard, wie sieht es denn aus mit Eurer Kirschenernte in diesem Jahre? Du hast bis jetzt noch gar nichts darüber verlauten lassen.

Dein
Wilhelm R.

5. Bezugnahme auf die geschehene Mittheilung. Antwort auf die Anfrage wegen der Kirschenernte.

Lindenheim, den 14. Juli 1855.

Lieber Wilhelm!

Ich habe meinem kleinen Hasenburschen die Geschichte von seinem großen Vorfahren mitgetheilt, und zwar, um nichts dabei zu vergessen, ihm den Brief selbst gleich frischweg vorgelesen. Er spitzte einigemal sehr aufmerksam die Ohren und machte dabei gar bedenkliche Gesichter, und bis zum Schlusse des Briefes hielt er ununterbrochen beim Vorlesen stand, da ich ihn so gefaßt hatte, daß an ein Entkommen nicht zu denken war, obgleich er den Versuch dazu zu machen nicht unterlassen konnte. Sollten ihm übrigens die Fahrten seines flüchtigen Ahnherrn eben so interessant gewesen sein, wie mir, so wird er für meine Vorlesung mir gewiß eben so sehr Dank wissen, wie ich Dir für Deine schriftliche Mittheilung.

Am Schlusse Deines lieben Briefes erkundigst Du Dich nach unserer Kirschenernte in diesem Jahre, und ich kann Dir darauf nur erwidern, daß unsere Bäume allerdings sehr reichlich mit Kirschen besetzt sind, daß aber dennoch die Ernte nicht sehr glänzend zu werden verspricht. — Warum denn nicht? — wirst Du fragen, und die Antwort könnten Dir die

Sperlinge geben, wenn Du nur mal eine Stunde in unserm Garten Dich aufhieltest. Dieses unverschämte, näschige Volk belagert förmlich die Kirschbäume, treibt dann so ganz im Stillen sein böses Wesen darin, und fliegt endlich, gesättigt und lustig zwitschernd, davon. Wenn ich dieses spitzbübische Gesindel nur gleich mit Einem Schlage vertilgen könnte! Aber es ist leider nicht viel dagegen zu machen; sie sind so schlau, daß ihnen schwer beizukommen ist, und wenn ich auch einen oder einige von ihnen fange oder schieße, sind gleich zehn andere dafür wieder am Platze. Vielleicht weißt Du mir einen guten Rath zu geben, wie ich das diebische Sperlingsvolk von unsern so reichlich tragenden Kirschbäumen fern halte. In der Hoffnung darauf erwarte ich von Dir einen baldigen Brief und bin wie immer

Dein
treuer Freund
Eduard.

6. Rath in Betreff der lästigen Sperlinge. Inschutznahme derselben.

Braunschweig, den 18. Juli 1855.

Lieber Eduard!

Dein Unwille über die Mausereien der Sperlinge in Euren Kirschbäumen ist wohl ganz natürlich, und ich glaube auch wohl, daß Du mit dem Fangen und Schießen nicht viel gegen sie ausrichtest. Du wirst indes sicherer Deinen Zweck erreichen und die Kirschen vor ihren Anfällen schützen, wenn Du in jedem Baume, der von den unwillkommenen Gästen vorzugsweise besucht wird, einige recht laut schallende Klappern befestigst und ihnen so eine recht eindringliche Musik vormachst, die sie nicht gut vertragen können; — wenn Du ferner in jedem dieser Bäume einen recht menschenähnlichen Strohmann mit einem Hute auf dem Kopfe und einer Peitsche oder Fahne in der Hand, in drohender Stellung, befestigst. Das wird ihrer Frechheit schon einige Gränzen setzen und sie wohl einigermaßen in Respect erhalten. — Indes glaube ich doch, lieber Eduard, daß Du dem armen Sperlingsvolke zu nahe thust, indem Du so auf sie schimpfst, und daß Du es vielleicht schwer bereuen würdest, wenn es Dir gelänge, Deinen unbarmherzigen

Wunsch, die Sperlinge mit Einem Schlage zu vertilgen, in Ausführung zu bringen. Im nächsten, bald folgenden Briefe will ich Dir mittheilen, warum ich das glaube; vielleicht erlebe ich's dann noch, daß Du die Dir so verhaßten Sperlinge am Ende noch lieb gewinnst. Dein Freund

Wilhelm.

7. Erzählung von einem mißglückten Versuche, die Kirschen vor den Sperlingen zu sichern.

Braunschweig, den 20. Juli 1855.

Lieber Eduard!

Ich halte, was ich versprochen habe, nämlich den Versuch zu machen, Dich mit den Dir so verhaßten Sperlingen wieder auszusöhnen, und zwar durch eine kleine Erzählung. Höre daher!

Einer, der schon mehr vermochte, als Du und ich, dachte auch ähnlich so wie Du, nämlich: „Wenn ich dieses spitzbübische Gesindel nur mit Einem Schlage vertilgen könnte!" und da seine mächtige Hand sehr weit reichte, so versuchte er es auch, den Gedanken zu verwirklichen. Das war der große Preußen-König Friedrich **II.** Er liebte zum Nachtisch schönes Obst, besonders Kirschen. Da nun die Sperlinge diesen Appetit mit dem Könige theilten, und sich deshalb auch gar nicht scheuten, des Königs Kirschbäumen fleißig zuzusprechen, so gab er Befehl, diese unverschämten Gäste überall wegzufangen, todtzuschießen und überhaupt auf jede Weise zu vertilgen. Auf den Kopf eines jeden getödteten Sperlings setzte er einen Preis von sechs Pfennigen. Bald sahe man den Erfolg des Befehles. Es begann eine allgemeine Jagd auf die verhaßten Kirschenräuber; sie wurden bald seltener, und auch andere Vögel mit sperlingsartigen Köpfen wurden dabei von habgierigen Menschen nicht geschont. Die so durchgreifende Maßregel kostete in zwei Jahren dem Staate mehrere tausend Thaler, und die Sperlinge waren aus dem Lande verschwunden. Die Kirschen des Königs hätten nun Ruhe gehabt vor ihnen; aber leider gab es nun auch weder Kirschen, noch anderes Obst. Ja die Bäume trugen nicht einmal mehr Laub, aber um so mehr — Raupen. Da erst sah der König ein, daß die Sper-

linge ihren süßen Nachtisch nicht umsonst gehabt, sondern nur ihre Insectenspeise damit gewürzt hatten. Der Befehl wurde daher widerrufen; aber damit war das Übel noch nicht aufgehoben. Nein, der große König sah sich nun genöthigt, die kleinen Vogelmätze aus weiter Ferne, und zwar mit abermaligen großen Kosten, wieder herbeischaffen zu lassen, um so den gewaltsamen Eingriff in den Haushalt der Natur einigermaßen wieder gut zu machen.

Genug für dasmal. Schreibe bald wieder, lieber Eduard, an

Deinen

Dich liebenden Freund

Wilhelm.

8. Dank für die Mittheilung. Übersendung von Kirschen.

Lindenheim, den 24. Juli 1855.

Lieber Wilhelm!

Du hast mich durch Deine interessante Mittheilung von meinem Hasse gegen die muntern Sperlinge gänzlich befreit. Ich sehe sie jetzt mit ganz andern Augen an, nachdem ich erkannt habe, daß sie vom weisen Schöpfer eben sowohl ihre dem Ganzen wohlthätige Bestimmung erhalten haben, wie andere Geschöpfe. Ich sage Dir daher Dank für Deine freundliche Mittheilung. Obgleich ich ihnen indes jetzt die Kirschen, die sie etwa noch mausen, gern gönne, da wir ohne ihre fleißige Insectenjagd auch jener saftigen Früchte entbehren müßten, so befolge ich nicht minder auch den Rath, den Du mir ertheilt hast. Sowohl die lautschallenden Klappern, als der angekleidete drohende Strohmann mit der flatternden Fahne thun schon ihre Dienste. Die Sperlinge sitzen und sehen sich die Wunderdinge von weitem an; aber sie scheinen ihnen doch nicht recht zu trauen, da sie sich bis jetzt noch immer in ehrerbietiger Ferne gehalten haben. Außerdem werden jetzt täglich die eben reifen Kirschen abgepflückt und dadurch gegen ein Verspeisen ohne vorhergegangenes Pflücken gesichert. — Habe nun Dank auch für den guten Rath, und empfange zugleich als ein kleines Zeichen meiner Erkenntlichkeit das beifolgende Körbchen mit Kirschen.

Dein aufrichtiger Freund

Eduard Kühnheld.

9. Dank für die Kirschen. Einladung zur Messe.

Braunschweig, den 28. Juli 1855.

Herzlichen Dank, mein guter Eduard, für Dein freundliches Geschenk! — Köstliche Kirschen sind's, die Du mir da gesandt hast! Meine Eltern und meine Geschwister, denen ich davon mittheilte, erlabten sich an dem Genusse dieser so wohlschmeckenden, saftreichen Früchte eben so sehr, wie ich selbst. Also nochmals meinen Dank!

Es fängt jetzt an, hier in der Stadt lebhafter zu werden; man ist schon eifrig mit den Zurüstungen zur Messe beschäftigt. Einzelne Fremde lassen sich schon auf den Straßen blicken. Auch in unserm Hause ist's unruhiger als sonst, da, wie Du weißt, wegen unserer Meßfremden manche Veränderungen vorgenommen werden müssen. Es liegt darin auch der Grund, daß ich Dir, für diesmal nur wenig schreibe. Eins jedoch darf ich nicht vergessen: Wenn Dein Vater während der Meßzeit einmal hierher kommt, so siehe doch zu, daß Du ihn begleitest. Es ist mancherlei hier zu sehen, wovon das Merkwürdigste eine große Menagerie sein wird, die wir dann gemeinschaftlich besuchen könnten. Sehr freuen würde es mich, wenn ich das Vergnügen hätte, Dich während der Messe mal hier zu sehen.

Dich herzlich grüßend, Dein

aufrichtiger Freund

Wilhelm Reinhard.

10. Nachricht von Eduard's Erkrankung. Bestellung des Arztes und Aufforderung zum Besuche.

Lindenheim, den 31. Juli 1855.

Lieber Wilhelm!

Du wunderst Dich gewiß, diesmal nicht einen Brief von Deinem Freunde Eduard, sondern von mir, seiner Schwester, zu erhalten. Aber er selbst kann augenblicklich nicht schreiben, da er leider! krank liegt. Schon einige Tage hindurch klagte er über Mattigkeit in den Gliedern und über Kopfschmerz und hatte dabei gar wenig Appetit; doch meinte er, als wir vom Herbeirufen des Arztes sprachen, es würde wohl so wieder vorübergehen. Doch gestern Abend stellten sich wiederkehrende

Schauer bei ihm ein, die Kopfschmerzen wurden heftiger, sein Körper hatte merkliche Hitze und sein nächtlicher Schlaf war unruhig und ängstlich. Am Morgen hatte er etwas geschwitzt und zeigte Neigung zum Erbrechen. Da gab mir unser Vater den Auftrag, sogleich an den Arzt in Braunschweig zu schreiben, damit derselbe zu uns käme. Der Vater hatte nichts dagegen, daß ich, auf Eduard's Wunsch, den desfallsigen Brief an Dich, lieber Wilhelm, richtete. Dich ersuche ich daher freundlich, doch unsern Arzt, den Herrn Doctor Engel, von Eduard's eben beschriebenem Zustande schleunig in Kenntniß zu setzen, und ihn zu bitten, daß er so bald als möglich kommen und uns mit Rath und That beistehen möge. Außerdem aber bitte ich Dich, daß auch Du den kranken Freund recht bald mal besuchen mögest. Er läßt Dich herzlich grüßen durch mich,

Deine
ergebene Freundin
Ottilie Kühnheld.

11. Wilhelm freut sich, den Kranken gesehen und seinen Zustund beruhigend gefunden zu haben. Dann: Freude über die Wartung des kleinen Hasen.

Braunschweig, den 5. August 1855.

Liebe Ottilie!

Es ist mir doch außerordentlich lieb, daß ich, wenn auch nur auf wenige Stunden, mal dort gewesen bin. Ich habe doch die beruhigende Überzeugung mit mir nehmen können, daß des guten Eduard's Zustand, der wahrlich geeignet war, Besorgnisse einzuflößen, sich so günstig geändert hat, daß er wenigstens nicht weiter bedenklich erscheint. Auch der Arzt, den ich gestern deshalb befragte, gab mir die erfreuliche Versicherung, daß mein Freund bald wieder genesen werde, wenn die nöthige Sorgfalt in seiner Behandlung und Pflege in keiner Weise versäumt würde. Und daß Ihr auf den geliebten Kranken alle nur mögliche Sorgfalt verwendet, wie könnte man daran zweifeln, zumal wenn man einmal Zeuge war von der so liebevollen und zarten Behandlung desselben.

Sehr gefreut hat es mich zugleich, gute Ottilie, daß Du auch des kleinen muntern Hasen Dich so sorgsam annimmst.

Ein allerliebstes Thierchen ist's, das dem guten Eduard, sobald er sich erst in der Genesung befindet, noch manchmal durch sein munteres, drolliges Wesen die Zeit verkürzen wird.

Grüße meinen theuren Freund herzlich und sage ihm, wie mein sehnlichster Wunsch seine baldige Wiederherstellung sei.

Dein
Dich hochschätzender
Wilhelm Reinhard.

12. Erfreuliche Nachricht über die fortschreitende Besserung des Kranken. Aufforderung, an ihn selbst wieder zu schreiben.

Lindenheim, den 9. August 1855.

Groß ist meine Freude, bester Wilhelm, daß ich Dir mittheilen kann, wie unsers guten Eduard's Zustand sich abermals um ein Bedeutendes gebessert hat. Selbst der Doctor wunderte sich gestern, ihn in der Besserung schon so weit vorgeschritten zu sehen, und meinte, er habe eine vorzüglich gute Natur. Schwach ist er zwar noch, aber der Appetit zeigt sich schon in stärkerm Grade und eben so auch seine Theilnahme an den ihn umgebenden Dingen. Schon äußert er den Wunsch: „wenn ich nur erst wieder mit Wilhelm correspondieren könnte," und meint, das würde ihm eine Herzenslust sein. Der Arzt hat ihm darauf gesagt, er solle sich für jetzt noch möglichst ruhig verhalten, dann würde hoffentlich binnen einigen Tagen sein Zustand so sein, daß ich ihm ohne Besorgniß vor zu großer geistiger Anstrengung Leichteres vorlesen dürfte. Du würdest, lieber Wilhelm, ihm daher gewiß eine recht große Freude machen, wenn Du an ihn selbst mal wieder schriebest. Gern will ich dann für ihn Deinen Brief beantworten. Deine

ergebene Ottilie K.

13. Schreiben, an den Patienten gerichtet. Besuch der Menagerie.

Braunschweig, den 12. August 1855.

An Dich selbst schreibe ich diesmal wieder, mein theurer Eduard. Dein treuer Secretair, der in dieser Zeit Deine Correspondenz besorgte, Deine herzensgute Schwester nämlich,

ist nicht bloß damit einverstanden, sondern hat mir, voll zarten Schwestersinnes, sogar den Wunsch, daß ich's thun möchte, zu erkennen gegeben. Wie sehr freue ich mich, daß es sich mit Deinem Zustande so schnell bessert! Nicht lange mehr, dann wirst Du völlig wieder genesen sein. Sei darum ja recht vorsichtig und befolge pünktlich den Rath Deines trefflichen Arztes, damit nichts Deine baldige Wiederherstellung hindert.

Was ich vor vierzehn Tagen in meinem Briefe als Wunsch aussprach, daß Du nämlich während der Meßzeit einmal hierher kommen und in Gemeinschaft mit mir einzelnes Sehenswerthe in Augenschein nehmen möchtest, das ist nun für diesmal nicht möglich; doch will ich Dir das Hauptsächlichste mittheilen von dem, was ich gesehen habe, dann hast Du doch wenigstens einen schwachen Ersatz für jene Entbehrung.

Mit einigen Bekannten ging ich gestern hin zur Thierbude. Nachdem wir unser Eintrittsgeld an die am Eingange sitzende Frau abgegeben hatten, wurden wir hinter einen Vorhang gewiesen, und plötzlich standen wir unter den Thieren der fernen Welttheile. Das erste dieser Thiere war ein Leopard. Grimmig rannte er in seinem Käfige hin und her und fletschte die Zähne. Mit seinen gewaltigen Tatzen drohte er die eisernen Stäbe, mit denen die offene Seite des Kastens verwahrt war, zu zerbrechen, und dann wieder biß er mit den mächtigen Zähnen dagegen. Da, nachdem er sich vergebens abgearbeitet hatte, legte er sich nieder, und so konnten wir nun sein schön gezeichnetes Fell und den Bau seiner Glieder näher ansehen. Sein Nachbar war ein Waschbär, der mit seinem langen Schwanze in unaufhörlicher Bewegung in seinem Kasten auf und nieder sprang, und als ihm etwas zum Verspeisen dargereicht wurde, es erst sorgfältig mit seinen Pfoten rieb, ehe er es verzehrte. Daneben befand sich ein Lama, ein schönes, liebes Thier, das uns mit seinen sanften Augen gar treuherzig anblickte und mich lebhaft an Robinson's treues Lama erinnerte. Jetzt kamen wir an die Menge der Affen, die in ihren kleinern Käfigen ein betäubendes Geschrei und dabei die possierlichsten Sprünge und Grimassen machten. Da es erlaubt war, ihnen Eßbares zu verabreichen, so hatten wir uns mit Obst versorgt und konnten nun sehen, wie die eßlustigen

Vierhänder das Dargebotene sehr manierlich annahmen und dann sich wohlschmecken ließen, wobei die in einem gemeinschaftlichen Käfig befindlichen nicht selten die lächerlichsten Faxen machten. Ein großer, allein gesperrter brauner Pavian aus Afrika, mit langem, fleischfarbigem Gesichte, schien ein sehr wildes, boshaftes Thier zu sein, mit dem ich allein in einem einsamen Walde nichts zu thun haben möchte. — Auf die Affen folgte wieder in einem Kerker eine Hyäne. Sie war so zahm, daß der Menagerie-Besitzer zu ihr in den Käfig gehen, ihr den Rachen öffnen und ihre Zunge hervorziehen konnte. Auch gehorchte sie seinem Worte, wenn er ihr gebot, sich niederzulegen oder aufzustehen. Darauf folgte ein bengalischer Tiger, ein mächtiges Thier mit schöngestreiftem Felle und funkelnden Augen. Lange betrachteten wir aufmerksam diesen Wüthrich, obgleich sein Anblick keineswegs vertrauenerweckend war. Doch fügte er sich der Nothwendigkeit und lag ganz ruhig in seinem stark verwahrten Gefängnisse. Auf ihn folgte ein Löwenpaar, das große Anhänglichkeit an seinen Wärter bezeigte. Der Mann ging mit den beiden mächtigen Thieren so vertraulich um, als wenn's ein Paar gutmüthige Hunde gewesen wären. Sie gehorchten augenblicklich, wenn er ihnen, einem nach dem andern, gebot, den Rachen zu öffnen und den Zuschauern die Zähne zu zeigen, sich niederzulegen, an ihm emporzusteigen u. dgl. mehr. Er liebkoste sie dann freundlich und verhieß, ihnen bald ihr Mahl zu bringen. — Hierauf folgte ein Schakal oder Goldwolf, den ich mit um so größerm Interesse betrachtete, weil die Füchse, die einst Simson in das Getreide der Philister laufen ließ, eigentlich Schakale gewesen sein sollen. Allerdings hatte der hier befindliche einige Ähnlichkeit mit dem Fuchse, nur daß er etwas größer und von graugelber Farbe war. Übrigens hatte sein Blick etwas Tückisches und sein ganzes Wesen mehr mit demjenigen des Wolfes Ähnlichkeit, was man deutlich wahrnehmen konnte, da sein Nachbar zur Rechten ein wirklicher Wolf war. Fürchterliche Zähne hatte die Bestie, der Wolf nämlich, und dabei sein tückischer Blick und sein ganzes, räuberisches Ansehen waren eben nicht Lust-erweckend, sich näher mit ihm einzulassen. — Auf den Wolf folgte ein riesiger Strauß, darauf ein

Pfefferfresser, dann eine recht hübsche Sammlung von mannigfaltigen Papageien, und zuletzt noch verschiedene ausgestopfte Thiere.

Ich fasse das Letztere kurz zusammen, da ich fürchte, Deine Aufmerksamkeit schon zu lange in Anspruch genommen zu haben, was Dir schaden könnte. — Auf morgen hat mir mein Vater erlaubt, das Hunde- und Affentheater zu besuchen. Auch davon werde ich Dir einiges mittheilen. — Herzlich den fernern so erfreulichen Fortgang Deiner Wiedergenesung wünschend, sage ich Dir für heute Adieu! liebster Eduard. Freundlichst grüße ich zugleich die gute Ottilie.

Wilhelm Reinhard.

14. Besuch des Affen- und Hundetheaters.

Braunschweig, den 14. August 1855.

Ich halte, was ich versprochen habe, geliebter Eduard. Mit meinen jüngern Geschwistern ging ich gestern zum Affen- und Hundetheater. Nachdem durch ein rauschendes Musikstück die Einleitung zur Vorstellung gemacht war, kam eine kleine Kutsche angefahren. Zwei davor gespannte Hunde stellten die Pferde vor; ein Affe mit der Peitsche in der Hand machte vorn auf dem Bocke den Kutscher, und ein livreemäßig gekleideter Hund stand hinten auf dem Kutschbrette auf zwei Beinen als Bedienter. Im Wagen selbst saß, elegant gekleidet, sehr gravitätisch ein Affe als Herr. Mehrmals machten sie mit ihrem drolligen Gespann die Runde auf dem Theater, und zwar immer schneller, bis sie endlich auf ein gegebenes Zeichen wieder abkutschierten. — Dann spielten die Thiere Soldaten. Es wurde exerciert, marschiert, Halt gemacht. Auf einmal desertierte ein Hund; andere rannten ihm nach, erwischten ihn und brachten den Deserteur. Er wurde zum Tode verurtheilt und erschossen. Dann kamen zwei Hunde, luden ihn auf eine Tragbahre und trugen ihn fort. Eine Trauermusik folgte darauf, die aber bald in ein lustiges Stück überging. Jetzt setzten sich um eine gedeckte Tafel als Herren und Damen gekleidete Hunde und Affen, und hielten ein Soupé, wobei andere als Diener gekleidete Affen und Hunde aufwarteten. — Hierauf wurde von einem Theile der Thiere eine Festung besetzt

und vertheidigt und von den übrigen erstürmt. Auf Leitern, welche angesetzt waren, erstiegen die Stürmenden die Festung, und nach hitzigem Kampfe wurde dieselbe übergeben. — Endlich hatten zwei als Diener gekleidete Hunde einen andern als Dame aufgeputzten Hund in einer Portechaise zu tragen. Als sie eben ganz gravitätisch mit ihrer Dame über das Theater hinschritten, warf einer von den Zuschauern eine ganze Wurst auf dasselbe. Und augenblicklich ließen die Träger ihre Portechaise fallen und eilten auf die Wurst los; aber eben so schnell sprang auch mit Einem Satze die vornehme Dame aus der Sänfte und hin zur Wurst, um gleichfalls ihren Antheil von dem Leckerbissen zu erhalten. Sofort stürzten, durch das Geräusch und Gebell aufmerksam geworden, hinter allen Coulissen die Hunde hervor, und nun ging's an ein Herumbalgen und Beißen, daß die Kleider in Stücke zerrissen wurden. Und in den bellenden, knurrenden und heulenden Haufen tobte der Hundeherr mit der Hetzpeitsche, schimpfte auf den unbekannten Wursthinwerfer und auf seinen „dummen Jungensstreich"; aber mit allem Toben und Schelten vermochte er die Ordnung nicht wieder herzustellen. Das Theater mußte geschlossen werden, und mit unaufhörlichem Gelächter hielten die Zuschauer ihren Abzug.

Möchte Dich meine schriftliche Mittheilung nicht gelangweilt haben. — Vom Arzte, der mir diesen Morgen begegnete, empfing ich abermals sehr erfreuliche Kunde über Dein Befinden. Möge nun die ersehnte Nachricht von Deiner völligen Wiederherstellung nicht mehr fern sein. Dein

Dich liebender Freund

Wilhelm Reinhard.

15. Eduard hat den letzten Brief Wilhelm's selbst gelesen. Er hat zum ersten Male wieder einen Spaziergang im Garten gemacht und wird nächstesmal wieder selbst schreiben.

Lindenheim, den 20. August 1855.

Liebster Wilhelm!

Deinen letzten Brief durfte der gute Eduard schon selbst wieder lesen, und ungemein hat ihn der Inhalt desselben ergötzt, so wie ihm auch das Anhören des vorgehenden Briefes

viel Vergnügen gemacht hat. Sein Zustand aber hat sich seitdem, Gott sei Dank! so sehr gessert, daß er gestern — o wie glücklich fühle ich mich, es schreiben zu können! — zum ersten Male um die Mittagsstunde einen Spaziergang im Garten gemacht hat, was ihm auch sehr gut bekommen ist. Täglich wird er nun denselben wiederholen und immer mehr verlängern. Sein Schlaf ist ruhig und erquickend, sein Appetit, wie wir ihn nur wünschen können. Sichtlich erholt er sich daher von Tage zu Tage und wird also hoffentlich bald wieder seine gewöhnlichen Arbeiten verrichten können. Auch wird er nächstesmal wieder selbst an Dich schreiben. Empfange meinen herzlichen Dank für die große Theilnahme, die Du meinem geliebten Bruder erwiesen, und gedenke in Freundschaft auch zuweilen seiner Schwester

Ottilie Kühnheld.

16. Glückwunsch zur Genesung.

Braunschweig, den 24. August 1855.

Liebster Eduard!

Mit innigster Freude habe ich aus Ottiliens Briefe ersehen, daß Du am Dienstage den ersten Spaziergang seit Deiner Krankheit im Garten gemacht hast, und nun täglich die stärkenden Bewegungen in freier Luft fortsetzest. O wie glücklich macht mich der Gedanke, Dich, meinen theuersten Freund, nun wieder völlig hergestellt zu wissen! — wie glücklich der Gedanke, daß Du mit Gottes Hülfe aus der drohenden Gefahr, in die das bösartige Fieber Dich brachte, gerettet bist! — So empfange denn den herzlichsten Glückwunsch Deines Dich so innig liebenden Freundes zu Deiner so erfreulichen Wiedergenesung. Möge der Himmel Dich ferner beschützen und Dich nunmehr der besten und dauerhaftesten Gesundheit genießen lassen, damit treuliebenden Eltern und Geschwistern der liebevolle Sohn und Bruder und redlichen Freunden der inniggeliebte Freund erhalten werde und durch sein theures Leben auch ihr Leben beglücke und verschönre. So empfindet und wünscht im Innersten seines Herzens

Dein Wilhelm.

17. Danksagung für den Glückwunsch.

Lindenheim, den 27. August 1855.

Mein theurer Wilhelm!

Zum ersten Male seit überstandener Krankheit nehme ich die Feder zur Hand; — Dir, meinem Herzensfreunde, weihe ich die ersten, wenn auch nur wenigen Zeilen, die endlich mir wieder vergönnt sind zu schreiben. — O wie so wohlthuend sind mir die herzlichen Worte, die Dein letzter lieber Brief mir brachte! Wie so innig danke ich Dir für den freundlich=erhebenden Glückwunsch zu meiner Wiedergenesung! Wie so tief gerührt und so hoch erfreut bin ich über die große Theilnahme, die Du, mein bester Freund, in den Tagen des Wehes und der Gefahr, wie dann in den Tagen meiner Freude über das unschätzbare Glück der wiedererlangten Gesundheit mir bewiesen! — Möchten nun jene trüben Tage, möchte die überstandene Krankheit mit dazu dienen, das Band unserer Freundschaft noch mehr zu befestigen und unsern Freundessinn noch zu erhöhen; dann verbindet sich mit ihrer Schattenseite zugleich die herrlichste Lichtseite! —

Dein Eduard.

18. Verzögerung des Schreibens durch die Reise nach Dresden. Einiges über die sächsische Schweiz.

Braunschweig, den 20. September 1855.

Lieber Eduard!

Ungewöhnlich lange hast Du diesmal auf einen Brief von mir warten müssen. Die Ursache davon ist Dir bekannt; Freund Lauterbach wird sie Dir mündlich mitgetheilt haben. Erst vorgestern bin ich mit meinem Vater wieder zurückgekommen, und obgleich das Wetter, im ganzen genommen, nicht sehr günstig war, so freue ich mich doch, daß ich meinen guten Vater habe begleiten dürfen. Jedes einzelne Vorgekommene Dir zu schreiben, würde zu weitläuftig sein; also nur das Hauptsächlichste theile ich Dir mit. Das Ziel unserer Reise war Dresden, wo mein Vater in Geschäftsangelegenheiten zu thun hatte. Ohne Unfall kamen wir dort an und logierten bei meinem Onkel, dem Kaufmann Mühlberg, der uns sehr

freundlich empfing, und in dessen Hause ich mich in der Gesellschaft seiner Söhne, Otto und Franz, bald heimisch fühlte. Recht angenehme Tage habe ich dort verlebt und manches Merkwürdige gesehen, obgleich mein Vater, seiner Geschäfte wegen, wenig Zeit hatte, mit mir umherzugehen. So haben wir das königliche Schloß besucht, die prachtvolle Hofkirche, die herrliche Frauenkirche, das grüne Gewölbe mit seinen großen Schätzen, den Zwinger und den japanischen Palast. Die einzelnen dort vorgekommenen Merkwürdigkeiten übergehe ich für jetzt; — in der nächsten Ferienzeit werde ich Dir mündlich manches davon mittheilen. Doch von einem angenehmen Ausfluge, den mein Vater mit mir und den beiden Freunden, Otto und Franz, machte, will ich Dir doch einiges schreiben, — von einem Ausfluge nach der sächsischen Schweiz nämlich. Von Dresden ab reisten wir nach dem Städtchen Königstein, und von hier aus machten wir einzelne Partien in die herrliche, vielbesuchte Gegend. O wie mannigfaltige Abwechselung bot sich hier uns dar! Reizende Aussichten, wundervolle Felsenhöhlen, kühle Grotten, von krystallklaren Bächen durchschlängelte liebliche Thäler, düstere Wälder, heitere Anhöhen u. s. w. wechselten in bunter Fülle mit einander ab. Einzelnstehende, gar nicht zu ersteigende Sandsteinfelsen, oft mehrere hundert Ellen hoch, dann wieder mannigfaltig zusammengestellte Felsengruppen, und darunter die abenteuerlichsten Gestalten, boten sich unsern Blicken dar. Hier und da trafen wir auch eine einsame Mühle, und mitten zwischen hohen, gewaltigen Sandsteinfelsen arbeiteten Steinbrecher, indem sie große Massen lostrennten, die zu Mühlsteinen, Schleifsteinen, Wassertrögen, Thorpfosten, Pfeilern u. s. w. benutzt werden. Wir bestiegen die Bastei, eine der vorzüglichsten Partien der sächsischen Schweiz, und genossen von hier aus eine überraschende, unbeschreiblich schöne Aussicht: vor uns die am linken Elbufer gelegene mächtige Festung Königstein, am rechten Ufer den hohen Lilienstein, zu unsern Füßen in der Tiefe die Elbe, einem breiten Silberbande ähnlich, von lachenden Wiesen und Dörfern begränzt, die unter Obsthainen hervorblicken. Überall führen hier Felsensteige, zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Besuchenden, durch Geländer geschützt, in die Abgründe, und

über einzelne Schluchten hinweg geht man auf kühn hergerichteten Brücken zu den Felszacken der Gegend. — Wir besuchten von da ab eine andere berühmte Partie der Gebirgsgegend, den sogenannten Kuhstall, der diesen Namen erhalten haben soll, weil im dreißigjährigen Kriege viele Menschen hierher flüchteten, um sich und ihr Vieh vor der Wuth der Feinde in Sicherheit zu bringen. Außer der Hauptwölbung enthält der Kuhstall eine Menge großer und kleiner Höhlen. Aber aufs höchste überrascht fühlt man sich, indem man hier ganz unerwartet auf dem höchsten Gipfel eines 400 Ellen hohen und 600 Ellen breiten Felsens ein offenes Thor erblickt, das am Eingange 14 Ellen breit und 10 Ellen hoch ist, nach dem Abgrunde zu sich aber bis zu 35 Ellen Breite und 40 Ellen Höhe erweitert. Das Ganze bildet eine hochgewölbte, zu beiden Seiten offene Felsenhalle, von welcher aus sich das Auge in schwarzen Schlünden und Abgründen und hohen Felsenwänden verliert. — Ein Reisender hatte beim Besuche des Kuhstalles und beim Anblicke dieser, durch die Natur entstandenen, kolossalen Gebilde im Übermaße seines Gefühls vermittelst Rothkreide mit riesiggroßen Buchstaben die läppisch-poetischen Worte an einen Felsen geschrieben:

Ich hab' ihn gesehen, ich hab' ihn gesehen, —
ich habe den göttlichen Kuhstall gesehen!!! —

Gabriel Fein.

Ein anderer Reisender hatte mit eben so großen Buchstaben darunter gesetzt:

Ich hab' es gelesen, ich hab' es gelesen: —
Es ist hier ein Ochse im Kuhstall gewesen!!! —

Jonathan Grob.

Genug für diesmal, da der Brief schon eine ungebührliche Länge hat. Künftigmal ein Weiteres. Der Deinige

Wilhelm Reinhard.

19. Das übrige die Reise Betreffende, mündlich. Einladung zum Erntefeste und zum längern Besuche.

Lindenheim, den 27. Sept. 1855.

Lieber Wilhelm!

Du hast die Mittheilung über Deine Reise gar zu plötzlich abgebrochen. Gern hätte ich noch etwas mehr davon erfahren

und werde es auch gewiß, da Du zuletzt das Weitere auf künftigmal verheißest. Dieses Weitere werde ich doch jedenfalls mündlich von Dir hören, da ich fest hoffe, nach wenigen Tagen Dich bei uns zu sehen. Am nächsten Sonntage (am 30. d. M.) wird hier nämlich das Erntefest gefeiert. Ich fühle mich wieder so wohl und so munter, daß ich glaube, es recht fröhlich mitfeiern zu können; aber nur dann wird meine Freude dabei eine vollkommne sein, wenn auch Du, mein Wilhelm, hier zugegen bist und theil daran nimmst. Du wirst es daher einzurichten suchen, daß Du auf den Sonntag hier bist, und dann, da Deine Michaelis-Ferien mit nächster Woche beginnen, mehrere Tage hier bei uns zubringst. Da wollen wir dann recht fleißig Spaziergänge in die Umgegend machen, wobei Du mir die Erzählung von Deiner Reise umständlicher und vollständig mittheilen wirst. Auch wird in der Zeit wahrscheinlich unser großer Teich ausgefischt, was uns beiden ein nicht geringes Vergnügen gewähren soll. Noch bemerke ich, daß am nächsten Sonnabend unser Verwalter mit dem Wagen nach Braunschweig kommt, um verschiedene Einkäufe zu besorgen. Etwa um drei Uhr Nachmittags wird er wieder von dort abfahren; Du wirst Dich daher so einrichten, daß Du dann gleich mit ihm fahren kannst. Unbeschreiblich freut sich schon auf Deine so nahe Ankunft

Dein Eduard.

20. Zuhausekunft. Reisegesellschafter. Rückerinnerung. Danksagung.

Braunschweig, den 14. October 1855.

Liebster Eduard!

Wohlbehalten bin ich gestern Abend gegen 7 Uhr wieder im Hause meiner Eltern angekommen. Bald, nachdem Du mich auf meinem Herwege verlassen hattest, nahm ich raschere Schritte und kam gegen 4 Uhr vor Gebhardsdorf an. In den dortigen goldenen Hirsch einzukehren, verspürte ich eben keine Neigung, da ich, in Folge Eurer gar zu freundlichen und wiederholten Aufforderungen zum Essen und Trinken, mehr als hinreichend gesättigt und erquickt war, als daß ich schon wieder etwas hätte genießen können. Ich sah mir also

im Gehen den wirklich recht stattlichen Hirsch von allen Seiten an, freute mich besonders über sein 24endiges, goldiges Geweih uud marschierte vorüber. Aber noch hatte ich nicht das Ende des Hauses erreicht, als ein Fenster der Gaststube aufgerissen wurde und ich meinen Namen hinter mir rufen hörte. Ich wandte mich schnell um und erblickte in dem Rufenden einen Schulkameraden, Hermann Fein. Er kam von einem Besuche bei seinem Onkel, dem Prediger zu Wolfshagen, und wollte, wie ich, wieder zur Heimath zurück. Eben war er im Begriff gewesen, sein Glas Limonade, das er getrunken, zu bezahlen, als er mich vorbeigehen sah. Wir machten nun die Weiterreise gemeinschaftlich, wodurch dieselbe um ein Bedeutendes angenehmer wurde.

Indem ich nochmals zurückblicke auf die letztverflossenen vierzehn Tage, kann ich nicht umhin, in Erinnerung dessen, was sie Angenehmes und Herrliches mir brachten, aus vollster Überzeugung auszusprechen, daß sie zu den schönsten und angenehmsten meiner Jugend gehören. Vom Tage des Erntefestes an bis zum Tage der Weinernte hatte alles dort für mich einen solchen Reiz und so viel Erfreuendes, daß ich's mit Worten gar nicht hinreichend auszusprechen vermag. Die Erinnerung daran wird mir stets eine sehr süße und liebliche sein. Herzlichen Dank sage ich Dir nochmal für alles, wodurch Du mir den Aufenthalt dort so freundlich gestaltet hast. Zugleich aber bitte ich Dich, auch Deinen so gütigen Eltern und Deiner herzigen Schwester Ottilie in meinem Namen nochmal für alles mir so freundlich Erwiesene aufs innigste zu danken. Grüße sie alle bestens von mir und sei auch Du herzlich gegrüßt von

Deinem
treuen Freunde
Wilhelm Reinhard.

21. Bezugnahme auf den Reisegesellschafter und Rückerinnerung. Die Kaninchenjagd.

(Nach Lentz.)

Lindenheim, den 21. October 1855.

Lieber Wilhelm!

Gar sehr hat es mich gefreut, daß Du auf dem Heimwege bald nach unserer Trennung so unerwartet einen andern

Geleitsmann gefunden hast, der Dir, so wie Du ihm, die Rückreise zu einem angenehmen Spaziergange gemacht hat.

Auch ich habe fast noch nie so schöne und glückliche Tage verlebt, als während der Zeit Deines Hierseins; was also den freundlichen Dank betrifft, so bin ich Dir zu einem solchen nicht minder verpflichtet: — folglich können wir ja darin nur gegen einander aufheben. Meine Eltern und meine Schwester lassen für die herzlichen Grüße sowohl, wie für den lieben Besuch, wodurch Du uns allen eine so große Freude bereitet hast, bestens danken.

Ehe ich meinen Brief schließe, muß ich Dir erst erzählen, wohin ich gestern gewesen bin. Vorgestern Abend nämlich kam Förster Hohnhorst's August und fragte mich, ob ich Lust hätte, am folgenden Morgen mit seinem Vater und ihm zur Kaninchenjagd zu gehen. Da meine Eltern nichts dagegen hatten, so waren wir bald unserer Sache einig. Ich versprach, pünktlich um 6 Uhr im Försterhause zu sein, und wer auch gewissenhaft Wort hielt, wirst Du leicht errathen.

In einem mit trockenem Moose ausgelegten Korbe hatte der Förster ein Paar zahme Frettchen, — Thierchen, wie Iltisse, nur etwas kleiner, von blaßgelber Farbe, mit röthlichen Augen, fleischfarbener Nase und weißen Pfötchen. August und ich trugen sie abwechselnd in ihrem Korbe, und so kamen wir zu einem Gebüsche, aus welchem in Folge des Lärmens, den wir darin machten, eine Anzahl wilder Kaninchen emporraschelte und eilig einem sandigen Hügel zuhüpfte, in dessen Höhlen die Flüchtlinge verschwanden. Bald hatte August's Vater die am wenigsten bekrochenen Röhren dicht verstopft und vor den übrigen — Netze aufgestellt. Jetzt nahm er das eine Frettchen aus dem Korbe und setzte es vor einen der Haupteingänge. Es schien schon die Absicht davon zu merken, denn ohne Zögern rannte es mit seiner laut klingenden Schelle am Halse hinein in die Höhle. Gleich darauf entstand im Berge ein dumpfes Gepolter, und augenblicklich stürzten fünf Kaninchen aus den Röhren hervor und suchten das Weite; doch die Netze bestimmten ihnen sofort die Gränzen ihrer Flucht, sie sahen sich gefangen und der Förster machte ihnen kurzen Proceß, indem er sie tödtete. Fast zu gleicher Zeit war mit ihnen auch das ver-

folgende Frettchen aus der einen Höhle hervorgestürzt, um eins zu erfassen; aber schnell wurde es selbst vom Förster erfaßt und in sein Körbchen zurückversetzt. Darauf kam das andere an die Reihe. Mit demselben Eifer, wie sein Vorgänger, rannte es in den Berg, und trieb die Kaninchen hervor, aber nicht mit der gleichen Eile kam es wieder heraus. Die Kaninchen waren bald vom Förster geborgen, doch das Frettchen blieb noch immer unsichtbar. Da pfiff August's Vater, aber, obgleich sonst gewohnt, auf diesen Pfiff zu hören, kam es dennoch nicht hervor. „Jedenfalls" — sagte der Förster — „hat es ein Kaninchen erwürgt und sich nun in sein warmes Nest zur Ruhe gelegt." Ohne Weiteres band er an eine schwankende Stange ein getödtetes Kaninchen, schob es in die Röhre und suchte dadurch sein Frettchen zu reizen. Bald fühlte er an der Stange, daß das festgebundene Kaninchen ergriffen war, und zog es nun langsam wieder hervor. Das Frettchen, welches sich in demselben festgebissen hatte, ließ nicht los, und wurde nun so mit hervorgezogen und wieder zu seinem im Korbe ruhenden Kameraden versetzt. Mit ansehnlicher Beute beladen, traten wir dann unsern Rückweg an. Später hatte ich auch das Vergnügen, im Försterhause ein Gericht Kaninchenbraten mit verzehren zu helfen und fand ihn sehr wohlschmeckend. — Genug für diesmal. Leb wohl, mein Theurer, und erfreue bald wieder mit einem Briefe

Deinen Freund Eduard.

22. Erlegung des Flußpferdes. (Nach Lenz.)

Braunschweig, den 28. October 1855.

Lieber Eduard!

Deinen Brief habe ich mit großem Interesse gelesen. Es war das eine Jagd halb unter und halb über der Erde. Dabei fällt mir ein Thier ein, das ich, aber nur ausgestopft, in der Menagerie sahe, und zwar jung und also noch ziemlich klein, auf dessen größere Brüder aber auch fleißig Jagd gemacht wird, und zwar halb auf der Erde und halb im Wasser. Es ist dies das Flußpferd oder Nilpferd. Vielleicht ist's nicht ganz ohne Interesse für Dich, etwas Näheres über eine solche Jagd zu erfahren. In verschiedenen Gegenden Afrika's wird

das Thier bekanntlich angetroffen und hat mit dem Pferde weiter nichts gemein, als nur die weit schallende, wiehernde Stimme. Ein plumper Körper bei einer Länge von 16 bis 17 Fuß, eine breite Schnauze und ein ungeheuer weiter Rachen mit sehr festen Zähnen, machen es bald kenntlich. Dabei sind die beiden Eckzähne, von denen jeder wohl sechs Pfund wiegt, so hart, daß sie am Stahle Funken schlagen, und geben ein Elfenbein, weit kostbarer, als das vom Elephanten, da sie viel fester sind und ihre herrliche Weiße nie verlieren. Auf dieses Thier, das großen Schaden an Pflanzungen verursacht, macht man nun, wie schon gesagt, fleißig Jagd, halb zu Lande und halb zu Wasser. — Der Jäger trägt in der einen Hand eine starke und scharfe Harpune, an welcher sich ein hölzerner Schaft befindet. In der andern Hand hat er ein ziemlich langes Seil, welches am obern Vorsprunge der Harpune befestigt ist und an dessen Ende sich ein Holzklotz befindet. So nähert er sich behutsam der Stelle am Ufer des Flusses, wo sich das Flußpferd zum Schlafen niedergelegt hat. Ist er ihm bis auf etwa sieben Schritte nahe gekommen, so wirft er mit aller Kraft die Harpune auf das Thier, so daß die Widerhaken derselben durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen. Das verwundete Thier flüchtet dann gewöhnlich ins Wasser und verbirgt sich in den Fluthen. Aber an dem oben schwimmenden Holzklotze sieht man immer, wohin es sich wendet. Gleich nach dem Wurfe eilen einige Jäger in einen bereit stehenden Kahn und nähern sich behutsam dem schwimmenden Klotze, an dem sie ein starkes, langes Seil befestigen. Mit dem andern Ende des Seiles fahren sie dann nach einem größern Fahrzeuge, auf welchem sich ihre Gehülfen befinden. Jetzt wird das Seil angezogen und das Flußpferd kommt dadurch näher. Sobald es die Barke erblickt, fährt es wüthend darauf los, faßt sie mit den Zähnen und sucht sie zu zertrümmern oder umzuwerfen. Während der Zeit werfen ihm die Jäger noch 4—6 Harpunen in das Fleisch und ziehen es fest an die Barke. In dem Augenblicke versetzt ihm einer mit einem scharfen und langen Eisen einen furchtbaren Hieb in den Kopf, wodurch derselbe gespalten und das Thier getödtet wird. — Die Fleischmasse des Flußpferdes kommt derjenigen

von 4—5 Ochsen gleich, und da man diese große und schwere Masse nicht auf einmal fortbringen kann, so zerhaut man das getödtete Thier gleich im Wasser und zieht die einzelnen Stücke ans Land. Außer dem Fleische und den kostbaren Eckzähnen wird auch das Fett und die dicke Haut des Nilpferdes benutzt.

Sollte beim Lesen meiner langen Beschreibung Deine Geduld nahe ans Reißen gekommen sein, so möge Dein Urtheil über meinen Brief etwas gemildert werden durch die Erinnerung, daß Du selbst durch Deinen anfänglich ausgesprochenen Wunsch die Veranlassung zu dergleichen Mittheilungen gegeben hast. Sei übrigens herzlich gegrüßt von

Deinem aufrichtigen Freunde

Wilhelm Reinhard.

23. Fleischverbrauch großer Städte. Anfrage wegen junger Bäumchen.

Lindenheim, den 3. November 1855.

Sei unbesorgt, lieber Wilhelm, wegen des Geduldreißens. Davon kann auch nicht im entferntesten die Rede sein, da Dein Brief mir, wie Deine frühern Briefe ähnlicher Art, eine sehr angenehme Unterhaltung gewährt hat. Das wäre übrigens ein Thier, wie man's wohl — jedoch auch in großer Anzahl — für den ungeheuren Magen großer Städte brauchen könnte, z. B. Wien's, wo außer den vielen Kälbern, Schafen und Schweinen, allein an 70,000 Ochsen und Kühe von den Leuten weggeputzt werden, oder Paris, wo man an 100,000 dieser gehörnten Wiederkäuer im Jahre schlachtet, oder gar London's, wo ihre Zahl sich auf 236,000 belaufen soll, und wo auf dem einen der drei großen Fleischmärkte, auf dem Smithfield, oft an 3 — 4000 Stück Rindvieh und 25 — 30,000 Hammel gedrängt neben einander stehen, um bald darauf die unausbleibliche Fahrt durch den engen Schlund des Menschen zu machen. In solchen Städten wären Thiere von so kolossaler Fleischmasse wohl an ihrem rechten Orte. Sie würden zu der erforderlichen Centnermenge an Fleisch schon das Ihrige beitragen. Aber gerade in solchen Städten giebt es viele Leute, die über ihre leckere Zunge in ihren geweiteten Magen nichts lieber schieben,

als gerade recht kleine Thierchen, wie Lerchen, junge Tauben, Krammetsvögel u. dgl., aber in recht großer Anzahl.

Doch ich vergesse ja über dem Geplauder beinahe eine Hauptsache, nämlich eine Anfrage, die ich zugleich im Namen meines Vaters zu thun habe: Wie steht's mit dem Anpflanzen der jungen Bäume in Eurem Garten, wovon Du bei Deinem Hiersein sagtest? — Jetzt wäre wohl die beste Zeit dazu. Meinem Vater würde es lieb sein, wenn er in diesen Tagen erführe, was für Bäumchen Ihr aus seiner Baumschule zu haben wünscht. Es könnte der Fall sein, daß bald noch von andern Seiten Anfragen wegen junger Bäume an uns kommen, und da möchten wir doch gern, daß Ihr vor allen andern erst befriedigt seid. Sprich daher mit Deinem Vater deshalb, lieber Wilhelm, und thue uns das Nöthige kund.

Dein Freund Eduard.

24. Bestellung der jungen Bäume.

Braunschweig, den 5. November 1855.

Lieber Eduard!

Das trifft sich ja ganz artig mit Deiner Anfrage. Eben diesmal war ich willens, im Auftrage meines Vaters meine Bitte wegen der jungen Bäume durch Deine Vermittlung an Deinen Vater zu richten, und nun kommt noch die freundliche Erinnerung dazu von Deiner Seite. Aber schon von noch einer andern Seite war eine Erinnerung an uns ergangen, daß jetzt die Jahreszeit zum Baumpflanzen sei, — jedoch nicht in einer so milden und lieblichen Weise, wie von Dir, sondern mit entsetzlichem Gebrause und mit hinreißender oder vielmehr umreißender Gewalt, und das noch obendrein zur Nachtzeit, wo man doch gern ungeniert der Ruhe pflegt. Und weil wir, ungeachtet seines Tobens und Rasens vor und hinter unserm Hause, uns nicht an ihn kehrten, sondern ruhig im warmen Bette verblieben, so zeigte der mächtige Erinnerer am andern Morgen, wie sehr es ihm Ernst gewesen sei mit seiner Erinnerung; denn als wir in den Garten kamen, da fanden wir denselben in seinen obern Räumen auffallend gelichtet, aber im Grase lagen fünf ältere Obstbäume, theils aus der Erde gerissen, theils abgebrochen, und an verschiedenen andern waren

die Zweige gar jämmerlich zerzaust. Der Sturmwind, dieser unbändige, rücksichtslose Wüthrich, hatte seine Macht an ihnen versucht, und so sahen wir uns gar eindringlich erinnert an das, was wir schon früher, aber in geringerm Maße zu thun beschlossen hatten. Jetzt müssen wir der jungen Bäume allerdings mehr anpflanzen, als anfänglich unser Wille war, und so ersuche ich Dich denn im Auftrage meines Vaters, Deinen Vater zu bitten, daß er uns aus seiner Baumschule ablassen möge: 5 Apfelbäume, nämlich 1 Grafensteiner, 1 Borstorfer, 1 rothe Sommer-Calville, 1 Edelkönig (dunkelrothe Herbst-Calville) und 1 Cardinalapfelbaum; ferner 5 Birnbäume, und zwar 1 frühe Butterbirne, 1 Forellenbirne, 1 Honigbirne und 2 Queenbirnen; endlich 2 Kirschbäume, nämlich 1 Herzkirsche und 1 große schwarze Knorpelkirsche. Sollte das eine oder das andere der genannten Bäumchen gerade nicht in der Baumschule vorhanden sein, so wird Dein guter Vater ein anderes, ähnliches dafür auswählen, und es, so wie die übrigen, durch Anheften seiner Benennung kenntlich machen. Sehr lieb würde es uns sein, wenn wir die der Schule entnommenen Zöglinge bis zum Sonnabend erhalten könnten. Über den Betrag für dieselben wirst Du uns bei der Übersendung benachrichtigen, damit derselbe dem Überbringer eingehändigt werden könne. Mein Vater läßt Deine Eltern freundlichst grüßen; auch Du empfange den herzlichen Freundesgruß

Deines Wilhelm R.

25. Sendung der bezeichneten Bäume. Bestellung einer Flöte.

Lindenheim, den 9. November 1855.

Lieber Wilhelm!

Mit diesem Briefe erfolgen zugleich die bezeichneten Bäumchen. Sie haben sich sämmtlich vorgefunden in der Baumschule, und, was meinen Vater ganz besonders freute, von vorzüglich gutem und kräftigem Wuchse. Mögen sie nun an ihrem neuen Standorte unter dem Schutze des Himmels und unter Deiner freundlichen Pflege wachsen und gedeihen und eine lange Reihe von Jahren hindurch der lieblichen und erquickenden Früchte recht viele Euch bringen! — Mit dem

Betrage für die Bäumchen hat's keine Eile. Mein Vater wird gelegentlich mal bei Euch vorkommen, und dann ist ja das leicht in Ordnung gebracht. Ohnehin habe ich noch eine Bitte, wodurch sich die Sache schon gewissermaßen ausgleichen wird. Wie Du weißt, habe ich nämlich schon seit längerer Zeit große Lust gehabt, das Flötenblasen zu lernen; aber immer fürchtete mein Vater, daß es für meine Gesundheit nachtheilig sein möchte, wenn ich zu früh damit den Anfang machte. Jetzt, da ich 13 Jahre alt bin, und unser Arzt vor einigen Tagen versicherte, daß es mir, einem gesunden und starken Knaben, nicht schaden würde, wenn ich das Flötenblasen mäßig triebe, hat mein Vater seine Zustimmung zu meinem Wunsche gegeben. Der Administrator des Gutes im nahen Hermannsdorf, welcher sehr schön bläst, hat sich bereit erklärt, mir Unterricht im Flötenspielen zu ertheilen. Noch aber fehlt es mir an der Hauptsache dazu, nämlich an einer Flöte, und eben darauf beruht nun meine erwähnte Bitte. Wenn Du also mit Deinem Onkel Fröhlich, der doch ein vorzüglicher Flötenbläser ist, über mein Anliegen sprächest und ihn ersuchtest, mit Dir zum Instrumentenhändler zu gehen und für mich eine recht gute Flöte auszusuchen, so würdest Du mir eine große Gefälligkeit erzeigen. Ich wünsche, daß es eine D-Flöte von schwarzem Ebenholz und zwar mit Einer Klappe sein möge. — Am nächsten Dienstage soll einer unserer Knechte bei Dir vorkommen, und da wird es mir dann lieb sein, wenn Du durch ihn die neue Flöte, gut verwahrt, mir zusendest. Den Betrag für dieselbe wird mein Vater bei seiner demnächstigen Anwesenheit in Braunschweig berichtigen. Dein Eduard.

26. Übersendung der Flöte.

Braunschweig, den 12. November 1855.

Lieber Eduard!

Sehr gefreut habe ich mich, daß Du Deinen längstgehegten Wunsch jetzt erfüllt siehst, und eben so freue ich mich, die, wie Du sagst, Dir noch fehlende Hauptsache mit besorgen zu helfen. Mein Onkel, den ich von Deinem Anliegen in Kenntniß setzte und die darauf bezügliche Bitte an ihn richtete, war sogleich bereit, mit mir zu gehen. Im Gewölbe des Instru-

mentenhändlers ließ er sich mehrere Flöten der bezeichneten Art geben, prüfte sie sehr sorgfältig und wählte dann endlich diejenige aus, die Du nun nebst diesem Briefe empfängst. Mein Onkel versichert, daß der Ton derselben sehr schön sei und die einzelnen Töne, gut angeblasen, in vorzüglicher Reinheit erklingen. Bei uns im Hause mit angekommen, spielte er darauf einige Stücke, was uns allen ein nicht geringes Vergnügen gewährte. — Möge Dir nun die Flöte gefallen, das fleißige Üben auf derselben zu einem erfreulichen Grade der Kunst ihrer Behandlung Dir verhelfen und dadurch sowohl Dir selbst als auch andern noch manche angenehme Stunde bereiten. Sobald Du erst einige Fortschritte im Flötenblasen gemacht hast, übst Du auch wohl mitunter ein Stück ein, das für Flöte und Fortepiano gesetzt ist, dann spielen wir bei unsern gegenseitigen Besuchen gemeinschaftlich, was uns gewiß ein großes Vergnügen gewähren wird. — Es grüßt Dich herzlich

Dein Wilhelm.

27. **Freude über die Flöte. Urtheil des Lehrers über dieselbe. Dank für die Besorgung. Bitte um Mittheilung der Meinung über das zu frühe Rauchen.**

Lindenheim, den 20. November 1855.

Lieber Wilhelm!

Welch eine Freude ich empfand, als ich die sorgfältig verwahrte Flöte von ihrer Umhüllung befreite und nun zum Vorschein kommen sah, kann ich Dir gar nicht beschreiben. Ganz entzückt zeigte ich das herrliche Instrument meinen Eltern und meiner Schwester, und dann eilte ich damit zu meinem Lehrer. Herr Schönfels besah und untersuchte die Flöte sehr bedächtig, nickte einigemal zufrieden mit dem Kopfe und setzte sie dann an seinen Mund. Aber vor Lust hätte ich aufspringen mögen, als er die herrlichen Töne hervorblies. Dann gab er sie mir freundlich wieder zurück und sagte: „Die Flöte ist sehr gut; wer sie ausgesucht hat, der versteht das Ding aus dem Grunde. Nun wollen wir hoffen, lieber Eduard, daß Du bald etwas Gehöriges darauf zu Stande bringst. Nächsten Dienstag machen wir mit dem Unterrichte den Anfang!“ — Dieser Anfang ist nun bereits gemacht, und ich muß bekennen, der

Unterricht gewährt mir viel Vergnügen. Dir aber danke ich herzlich für die Gefälligkeit, mit welcher Du den Ankauf der Flöte besorgt hast, und bitte, auch Deinem Onkel in meinem Namen herzlich zu danken, daß durch seine freundliche Vermittlung die Besorgung in so erfreulicher Weise hat geschehen können. — Mit unserm gemeinschaftlichen Musicieren wird's wohl noch etwas Zeit haben; aber schon die Aussicht darauf erfüllt mich mit nicht geringer Freude.

Eins muß ich Dir noch schreiben, geliebter Wilhelm, worüber ich Deine Meinung zu wissen wünschte, zumal die Sache wohl nicht ganz gleichgültig ist. Des Försters August nämlich bot mir schon einigemal, wenn wir allein waren, eine Cigarre an, und ermunterte mich, so wie er, das Rauchen einmal zu versuchen. Da er mir keine Ruhe ließ, so that ich ihm endlich den Willen und zog einigemal zu und blies den Rauch fort, und er meinte, das Rauchen stände mir sehr gut, ich sollt's ja fortsetzen. Ich lachte ihn aber aus und sagte, ich könnte nicht begreifen, wie man Vergnügen daran fände, den bittern Qualm einzuziehen und wieder fortzustoßen, und gab ihm seine Cigarre zurück. Aber dennoch plagt er mich immer wieder aufs neue damit, wenn wir gerade allein sind. Was meinst Du wohl dazu, lieber Wilhelm? — Du wirst gewiß auch der Meinung sein, daß das noch nichts für uns ist. Dein nächster Brief wird mir sagen, ob ich mich geirrt habe oder nicht; laß mich nicht zu lange auf ihn warten.

Dein Eduard.

28. Urtheil über das zu frühe Rauchen. Aufforderung zu dem Versuche, den August wieder davon abzubringen.

Braunschweig, den 24. Nov. 1856.

Ich freue mich, lieber Eduard, daß Du Dich nicht geirrt hast. Wohl bin ich ganz der Meinung, daß das Rauchen durchaus nichts für uns ist. Mögen wir's anfangen, im Fall wir besondere Neigung dazu haben, wenn wir erst in die männlichen Jahre treten; aber für jetzt ist es nicht nur ganz unpassend und thöricht, — es ist auch höchst nachtheilig für unsere Gesundheit. So lange unser Körper noch wächst, sind ihm die Säfte, die sich in ihm erzeugen, zum Wachsthum und

Gedeihen höchst nöthig. Durch das Tabakrauchen aber werden sie ihm theilweise entzogen, und so ist es denn gar nicht zu verwundern, wenn ein Knabe, der da hätte können ein blühender und kraftvoller Jüngling und starker Mann werden, sich durch das viel zu frühe, thörichte Rauchen zum bleichen, kraftlosen Schwächlinge macht; wenn er, durch das Einwirken des Rauchens auf seine Nerven, seinen Magen schwächt, seine gesunden Zähne verdirbt, seinen Augen schadet und sich so gleichsam selbst abstraft für seine Thorheit. Er kommt mir vor, wie einer, dem es darum zu thun ist, sich selbst tüchtig zu maulschellieren und zu ohrfeigen. Denn zuerst quält er sich damit ab, die ihm so schädliche Kunst zu lernen. Unangenehmen Geschmack, Übelkeit und Neigung zum Erbrechen, auch wohl Durchfall und andere Unannehmlichkeiten erträgt er nothgedrungen, um seinen Körper erst gewaltsam an das ihm widerstehende Nachtheilige zu gewöhnen. Hat er das endlich überwunden, dann wirft er das Geld weg, um sich fortwährend das zu verschaffen, was seinem Körper nichts weiter ist, als ein schleichendes Gift. Zwar glaubt er nun ein ganzer Mann zu sein, und weiß oft nicht, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Knabe, mit dem Glimmstengel im Munde, im stolzen Bewußtsein seines nunmehr männlichen Ansehns daherschreitet, — weiß oft nicht, wie er ein eben so männliches Ansehn haben würde, wenn er in seines Vaters großen Stiefeln einherstolzierte, die zu seiner Knabenfigur eben so wenig passen, wie die Cigarre zu seinem Knabengesichte. — Freilich werden manche Knaben und jungen Leute zu jener Thorheit durch die Zuredungen oder Neckereien und Spöttereien anderer oft halb gezwungen, oder durch verkehrte Begriffe von Ehre in lockern Kreisen verleitet; aber gerade hier kann ein junger Mensch zeigen, daß schon der künftige Mann in ihm steckt, wenn er den thörichten Zumuthungen leichtsinniger Verführer ein kräftiges und entschiedenes Wort und einen festen, nicht wankend zu machenden Sinn entgegensetzt. So zeigt sich in ihm schon der künftige charakterfeste Mann auf eine weit ehrenvollere Weise, als wenn er den Rauch von einer Cigarre einzieht und wieder fortbläst, was allenfalls jeder Blödsinnige auch kann, ja, wozu selbst mancher Affe gleichfalls befähigt ist. — Übrigens

giebt es Vergnügungen, die bloß einem gewissen Alter angemessen sind, und bei einem frühern oder spätern Alter als unpassend oder wohl gar lächerlich erscheinen. Das Spielen mit Puppen z. B. steht kleinen Kindern ganz gut an, aber bei größeren erscheint's lächerlich; das Tanzen junger Leute nimmt sich ganz gut aus, aber wenn alte Leute tanzen, so wird's auffallend und unpassend. Eben so ist's aber auch mit dem Rauchen: Bei Männern findet man's in der Ordnung, aber bei Knaben und ganz jungen Leuten erscheint's durchaus unpassend und lächerlich. Doch die Hauptsache bleibt immer das Verderbliche für die kraftvolle Entwickelung unsers Körpers. Und eben darum thut es mir sehr leid, daß der August, der wirklich übrigens ein so guter Junge ist, auf solche schädliche Thorheit hat verfallen können. Siehe doch zu, lieber Eduard, daß Du ihn durch vernünftige und eindringliche Vorstellungen wieder davon abzubringen suchst. Er wird es Dir vielleicht später nochmal Dank wissen. Daß Du selbst aber Dich nicht wirst zu etwas verleiten lassen, - was nicht nur thöricht, sondern auch verderblich ist, davon glaube ich überzeugt sein zu können. — Ich bin und bleibe

Dein Dich treuliebender
Wilhelm Reinhard.

29. Erfolg des Versuches. Dank.

Lindenheim, den 29. November 1855.

Mein bravherziger Wilhelm!

Etwas sehr Erfreuliches habe ich Dir mitzutheilen. August holte mich gestern ab zum Spaziergange ins Freie. Das Wetter war ausnehmend schön für die so späte Jahreszeit, und wir verstiegen uns daher ziemlich weit. Ich merkte bald, daß er wieder eine Cigarre in der Tasche hatte, um seine noch mangelhafte Kunst zu üben und nebenbei auch mich zur Nachfolge zu ermuntern. Aber auch ich hatte etwas zu mir gesteckt, um es bei ihm als Gegen-Ermunterung anzuwenden, — Deinen letzten Brief nämlich. Er stand still, holte seine Cigarre und einige Zündhölzchen hervor, und mit den Worten: „Wollen erst eine anbrennen," hatte er bald die erstere mittels der letztern in Brand gesetzt und dampfte frisch darauf los. Jetzt

zog ich meinen Brief hervor und sagte: „Laß uns hier am Hügel ein wenig niedersetzen,“ und wir setzten uns. Darauf erzählte ich ihm, wie ich Dir, mein guter Wilhelm, von unserer Rauch-Angelegenheit geschrieben und Dich ersucht hätte, mir Deine Meinung darüber mitzutheilen. Das sei nun auch geschehen, und wenn es ihm Vergnügen mache, wolle ich's ihm mal vorlesen. Das schien ihm sehr gelegen zu kommen, und begierig, es zu hören, bat er, doch gleich den Anfang damit zu machen. Ich las daher und er hörte sehr aufmerksam zu. Als ich bis ans Ende gekommen war und nun schweigend meinen Brief wieder zusammenfaltete und einsteckte, saß er noch immer regungslos und wie in tiefen Gedanken. Endlich hob er, noch immer sinnend, an: „Also so ist die Sache? — hm, hm, — und der Konrad, unser Bursche, der mir immer die Cigarren zusteckt, sagte: gerade vom Rauchen würde man stark und krigte auch danach eine grobe, männliche Stimme, und wer mal ein tüchtiger Jäger werden wolle, müsse vor allen Dingen gehörig rauchen können?!“ — Ich sagte: „Da ist denn doch der Konrad in einem großen Irrthume; denn was die Stimme betrifft, so schlägt die Knabenstimme ganz von selbst, ohne unser Zuthun, in die Männerstimme über, beim einen früher, beim andern später, und gerade durch frühzeitiges Rauchen wird die gute Stimme oft mehr oder weniger verdorben. Und was die Tüchtigkeit zum Jäger betrifft, so hat da der Konrad ebenfalls ziemlich fehlgeschossen. Denn ein tüchtiger Jäger muß doch wohl vor allen Dingen ein recht gesunder und kraftvoller Mensch sein, und gerade durch's zu frühe Rauchen wird ihm Kraft und Gesundheit genommen und ein mattherziger Schwächling aus ihm gemacht. Denke doch nur mal an unsere Vorfahren, an die alten Deutschen, — was waren das für gewaltige Jäger! — Wölfe und Bären und grimmige Auerochsen verfolgten sie in den großen Urwäldern mit ihren Keulen und Spießen mit größter Kühnheit und erlegten sie durch ihre Stärke und Gewandtheit. Um solche Jäger zu werden, hätte man ihnen doch wohl schon als Säuglingen statt der Mutterbrust die Cigarre in den Mund stecken müssen, und doch kam das Tabacksrauchen erst vor etwa 300 Jahren in Europa auf, so daß also bei unsern alten

Vorfahren vor mehreren hundert Jahren ans Rauchen auch im entferntesten nicht gedacht werden konnte, und dennoch waren sie tapfere und gewaltige Jäger, wie man sie jetzt wohl vergeblich suchen möchte." — Schon während ich noch sprach, hatte August seine Cigarre aus dem Munde genommen; mit leuchtenden Augen sah er mich an. Kaum aber hatte ich geendet, da warf er mit einem Male seine noch glimmende Cigarre weit fort, so daß die Funken davon umherstoben, und rief: „Da lieg, du infames Ding! — I, da müßte ich ja der größte Esel sein, wenn ich solche Narrheit auch nur noch einen Augenblick triebe! — Nicht eher nehme ich wieder eine in den Mund, bis ich wenigstens zwanzig Jahr alt bin!" — Dieser Auftritt kam mir theils komisch vor, theils auch wieder rührend. Ich konnt's nicht lassen, ich schlug meine beiden Arme um den Hals des wackern Jungen, drückte ihn an mich und rief: „Wahrhaftig, in Dir steckt schon der feste Mann! Du siehst, es ist Dir zum Schaden, — und sofort giebst Du dem Feinde den Abschied!" — Fröhlichen Sinnes schlenderten wir noch eine Zeitlang im Felde umher, und als wir uns endlich beim Zuhausekommen von einander trennten, da bat er mich, wenn ich wieder schriebe, Dich doch in seinem Namen vielmals zu grüßen und Dir herzlich für Deinen treugemeinten Brief zu danken. Das sei nun hiermit freundlichst geschehen, und zwar nicht bloß in seinem, sondern auch in meinem Namen.

Dein
Dich innig liebender
Eduard.

30. Bezugnahme auf die letzte Mittheilung. Dann: der Wasserkäfer.

Braunschweig, den 10. December 1855.

Lieber Eduard!

Dein Brief hat mir eine recht innige Freude gemacht. Vor dem August habe ich Respekt. Bloß, weil er's nicht besser wußte, ließ er sich von dem leichtsinnigen Jägerburschen zu der Thorheit verleiten. Sobald er sie erst in ihrem falschen Schimmer und in ihrer Verderblichkeit erkannte, riß er aus freiem Antriebe sich augenblicklich wieder von ihr los. Wahrlich!

darin zeigt sich der männliche Sinn ganz anders, als im charakterlosen Eingehen in jede Aufforderung Leichtsinniger und im affenartigen Nachahmen fremder Thorheiten. Gewiß, man kann nur Achtung davor haben! —

Ein eigenthümliches Geschenk habe ich in diesen Tagen erhalten. Schwerlich möchtest Du es errathen, und wenn ich Dir auch sagte, daß es ein Thier ist, und zwar ein Thier, das laufen, fliegen und schwimmen kann; — ich will's daher nur sagen: — es ist ein großer Wasserkäfer. Bei einem Besuche bei meinem zufälligen Reisegefährten, Hermann Fein, sah ich den Käfer in einem großen, weißen, mit Wasser gefüllten Glase im Fenster stehen. Seine raschen Bewegungen, so wie sein Erhaschen und Verzehren der ihm hingeworfenen Insekten machten mir viel Vergnügen. Hermann erzählte mir, daß der Hausknecht das Thier vor etwa einem Vierteljahre eines Morgens auf dem Hofe in einer großen Wasserwanne gefunden habe, wohinein es sich wahrscheinlich bei seinen nächtlichen Schwärmereien niedergelassen habe. Dann meinte er: im Fall mir vielleicht daran gelegen wäre, so würde er mir den Käfer gern abstehen, zumal derselbe ihm wegen der jetzt mangelnden Fliegen oft Sorge mache. Ich nahm das unerwartete Anerbieten sogleich an, und jetzt steht der schwarze Gesell in einem großen weißen Glase bei mir im Fenster. Wegen des Futters bin ich eben nicht besorgt, da sich in Händel's Brennerei neben uns noch hinreichend Fliegen finden; und sollt's auch daran mal wirklich fehlen, so wird der Bursche ja wohl seinen Kopf nicht gerade und einzig und allein auf Fliegen gesetzt haben, sondern sich auch zu andern Speisen bequemen. — Es ist übrigens ein ziemlich großes Thier, mindestens anderthalb Zoll lang, glänzend schwarz und mit goldigem Saume um die schwarzen Flügeldecken. Allerliebst sieht's aus, wenn er mit seinen Schwimmfüßen auf- und niederrudert; Du glaubst nicht, wie schnell ihm das von Statten geht. An der Oberfläche des Wassers angekommen, versorgt er sich wieder mit Luft; aber nicht mit dem Maule athmet er, sondern mit dem Schwanze, weshalb er gewöhnlich den Kopf niederhält, aber das Ende des Hinterleibes aus dem Wasser hervorstreckt. Oftmals hängt ihm beim Hinuntersegeln noch ein Luftbläschen

am Schwanze, welches dann wie eine Silberperle daran glänzt und sich zu seiner schwarzen Farbe und zu seinem goldigen Flügelsaume ganz artig ausnimmt. Sein Brustbein verlängert sich nach hinten in einen starken spitzen Stachel, womit er sich, wenn er sich in freien Gewässern befindet, in das Fleisch der Fische einbohren, sich so an ihnen festhalten und von ihnen zehren soll. Überhaupt soll er den Fischen leicht schädlich werden. — Du wirst diesen Käfer aber auch schon öfters gesehen haben und Dich deshalb dafür, eben so sehr wie ich, interessieren. Solltest Du über seine Fortpflanzung und Entwickelung nichts Näheres wissen, so wird es mir Vergnügen machen, Dir im nächsten Briefe darüber einiges mitzutheilen. Für jetzt aber schließe ich und bitte Dich, bald wieder zu schreiben an

Deinen Freund Wilhelm R.

31. Der Laubfrosch. (Nach Lenz.)

Lindenheim, den 14. December 1855.

Lieber Wilhelm!

Deine Mittheilung über den so unerwartet erhaltenen Wasserkäfer habe ich mit Vergnügen gelesen, und würde, wenn man diese Thiere jetzt im Freien anträfe, mir auch eins oder einige zu verschaffen suchen. Ein ähnliches Geschenk erhielt ich übrigens von Hohnhorst's August, — einen Laubfrosch nämlich. Er hatte ihn schon einige Monate im Glase gehabt, und nachdem ich ihm von Deinem Wasserkäfer erzählt, kam er bald darauf und brachte mir seinen Laubfrosch. Ich wollte ihn nicht annehmen, allein er ließ nicht nach, ich mußte, um ihm nicht wehe zu thun, mich endlich dazu verstehen. Das Thierchen sitzt stundenlang ruhig auf Einem Fleck, hat aber dabei sehr lebhafte Augen, und wenn ich in der Stube umhergehe, ihm eine Fliege zu fangen, verfolgt es mich sehr aufmerksam und wird lebhafter, sobald ich mich dem Glase nähere, ihm die Gefangene zu bringen. Ist die Fliege erst zu ihm ins Glas gesperrt, dann kann man auch sicher darauf rechnen, daß sie seine Beute wird. Indem sie, einen Ausweg suchend, hin und her fliegt, springt er plötzlich zu und erhascht sie. Seine Stimme ist sehr stark und hat einige Ähnlichkeit mit dem Schellengeklingel. Wenn er sie ertönen lassen will, so bläht er

zuvor die Kehle und treibt daran eine große Blase hervor. Es geschieht dies hauptsächlich, wenn eine Veränderung in der Luft vor sich geht. Wohin er hüpft, da klebt er auch zugleich fest an den Wänden des Glases. Aber gerade des klebrigen Saftes wegen, der aus seiner Haut hervordringt, hat man sich vorzusehen, daß man, wenn man ihn etwa in Händen gehabt hat, nicht unmittelbar darauf mit denselben sich die Augen reibt oder auch nur berührt, da sonst der scharfe Saft an so empfindlichen Gliedern leicht Schmerzen verursacht.

So haben wir also jeder ein Thierchen, das man in jetziger Zeit, so wie den ganzen Winter über, im Freien nicht zu sehen bekommt; denn der Laubfrosch steckt zur Winterszeit im Schlamme, und der Wasserkäfer wird auch wohl ein ähnliches Quartier bewohnen. Sehr angenehm wird es mir sein, wenn Du Deiner Verheißung gemäß, mir im nächsten Briefe über die Fortpflanzung und Entwickelung des Wasserkäfers einiges mittheilst. Was den Laubfrosch in dieser Beziehung betrifft, so legt er im April seine Eier in stillstehende Gewässer; die aus denselben hervorkommenden Kaulquappen verwandeln sich im August durch Abwerfen ihrer Schwänze und durch die hervorgekommenen Beine in vollkommne Frösche, und halten sich dann bis zum Winterschlafe fortwährend im Grünen auf, meistens in Gebüschen, wo sie stundenlang ruhig auf Beute lauern, und Insekten, die ihnen nahe kommen, augenblicklich erhaschen, dann aber wieder eben so ruhig sitzen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

August läßt Dich bestens grüßen durch

Deinen Freund Eduard.

32. Entwickelung des Wasserkäfers. (Nach Lenz.)

Braunschweig, den 19. December 1855.

Lieber Eduard!

Deine Mittheilung über den Laubfrosch war mir eben so unerwartet, als Dir die meinige über den Wasserkäfer gewesen ist. Nun, wir haben die Thierchen einmal, wir wollen es ihnen wenigstens an nichts fehlen lassen und uns an ihrer Beobachtung vergnügen.

Was die Fortpflanzung und Entwickelung des Wasserkäfers betrifft, so muß ich zuerst bemerken, hat das Weibchen hinten zwei Spinnwarzen; vermittelst derselben bildet es ein eiförmiges Gespinst, auf welchem eine braune Spitze wie ein gebogenes Horn hervorragt. Es besteht das Gespinst anfangs aus weicher, gummiartiger Masse, verhärtet sich aber bald und ist dann für das Wasser ganz undurchdringlich. In diesem Gespinste liegen nun die Eier und werden in demselben durch einen feinen, weißen Flaum in ruhiger Lage erhalten. So schwimmen sie, wie in einem kleinen, festverschlossenen Schiffchen, auf dem Wasser. Die aus den Eiern hervorkommenden Larven wissen sich bald aus ihrem engen Behältnisse zu befreien, und leben nun im Wasser. Sie sind flach und schwärzlich, mit rothbraunem, hornartigem Kopfe, an welchem sich zwei sägeförmige, starke Zähne befinden. Ihre Füße sind dünn und mit Haaren besetzt. Diese Larven schwimmen schnell und holen, wie die Käfer, mit dem Schwanze Athem, weshalb sie mit demselben oft an der Oberfläche des Wassers hängen. Den Kopf trägt die Larve mehr dem Nacken zu, und wenn sie eine der unter den Wasserlinsen befindlichen kleinen Schnecken mit den Zähnen gefaßt hat, so hebt sie den Rücken empor, legt die Schnecke in ihrem Häuschen darauf, biegt schnell den Kopf mit Heftigkeit zurück und zerschlägt so die Schale, worauf sie die Schnecke verzehrt. — Sobald sich die Larve verpuppen will, begiebt sie sich ans Land, macht eine eirunde Höhlung in die Erde und legt sich da hinein. In dieser Lage erfolgt ihre Verwandlung zum Käfer. — Da fällt mir so eben noch ein, wie ich in Deinem Briefe las: Du würdest, wenn jetzt im Freien Wasserkäfer anzutreffen wären, Dir einen oder e i n i g e zu verschaffen suchen. Das letztere möchte nicht rathsam sein, wenigstens dürftest Du sie nicht in ein gemeinsames Wasserbehältniß setzen. Diese Thiere sind nämlich nicht bloß sehr gefräßig, sondern auch sehr unverträglich. Sperrt man zwei derselben zusammen, so giebt's ohne weiteres Krieg zwischen beiden; das stärkere tödtet nach hartem Kampfe seinen Gegner und verzehrt ihn auch zugleich; oder wenn beide von gleicher Stärke sind, so zermalmen sie einander fast zu Pulver. Dann muß ich Dir noch bemerklich machen, daß,

wenn Du später ein solches Thier hast, Du nicht vergessen darfst, des Abends das am Tage offene Glas zu verschließen, sonst wirst Du den Käfer am folgenden Morgen darin vergeblich suchen, ihn aber vielleicht endlich antreffen in irgend einem Winkel des Zimmers; denn des Nachts verlassen diese Thiere gewöhnlich das Wasser und machen vermittelst ihrer Flügel Spazierfahrten durch die Luft, wo sie denn, im freien Zustande, oftmals nach entfernten Gewässern hinüberschwärmen.

Genug für diesmal, da wir ohnehin dem Feste nahe sind, wo es noch viel anderes zu denken giebt.

Dein Wilhelm.

33. Die Vorfeier des Weihnachtsfestes. Erwähnung eines erhaltenen Fernrohres.

Lindenheim, den 27. December 1855.

Liebster Wilhelm!

Die herrlichen Weihnachtstage sind vorüber, und indem ich Dir einiges darauf Bezügliche hier mittheile, schwebt nochmal die süße Erinnerung daran an mir vorüber und gewährt mir aufs neue großes Vergnügen.

Am Tage vor Weihnachten hatte mein Vater noch nothwendig im nicht fernen Städtchen Königshorst zu thun. Er nahm mich mit dahin, und während er seine Angelegenheiten besorgte, blieb ich bei meinem dortigen Onkel Weiß im Hause und unterhielt mich mit meinen kleinen Cousins, die beide voll höchster Freude waren in Erwartung der Dinge, die am folgenden Morgen kommen sollten. Mein Vater kam endlich zurück und wollte sogleich anspannen lassen; aber mein Onkel bat ihn dringend, doch am heiligen Abend nicht so zu eilen, und wenigstens mit ihm gemeinschaftlich erst einige Bissen zu genießen. Dabei aber vertieften sich beide so sehr in ein unterhaltendes Gespräch, daß die Zeit schneller verging, als mein Vater ahnete. Und so wurde es denn halb acht, ehe die Pferde vor den Wagen kamen. Endlich gegen acht Uhr fuhren wir ab. Kaum waren wir außerhalb des Städtchens, da ertönte vom Thurme herab mit Blasinstrumenten die herrliche Melodie: „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“ Mein Vater gebot dem Kutscher, langsam zu fahren, damit wir dieselbe

desto besser und länger hören könnten. Aber welch einen Eindruck machte das schöne Lied zu solcher Zeit und in solcher Umgebung auf mich! — Über uns das unermeßliche Himmelsgewölbe mit seinen Tausenden von glanzvollen Sternen, — rings um uns her alles so still und so friedlich und durch die feierliche Stille der Nacht daher erklangen die rührenden Töne der so erhebenden Weihnachtsmelodie! — Wie mir dabei zu Muthe war, — ich kann's Dir nicht beschreiben, mein Wilhelm. Aber ich fühlte mich hin versetzt auf jene stillen Gefilde Bethlehems, wo einst die Engel den frommen Hirten die Geburt des göttlichen Kindes verkündeten und das erhabene: „Ehre sei Gott in der Höhe!" in himmlischen Tönen erschallen ließen. Es war ein unaussprechliches Gefühl, das mein Innerstes durchbebte — die schönste Vorfeier des herrlichen Festes, das am folgenden Tage in erhebender Weise gefeiert und durch freundliche Geschenke noch verschönert wurde. Das werthvollste unter diesen Geschenken war mir aber ein schönes Fernrohr, welches zugleich zur Beobachtung der Gestirne benutzt werden kann. Doch für jetzt muß ich schließen, da der Brief ohnehin schon lang genug ist. Also nächstesmal etwas Näheres über das Fernrohr.

Dein Dich liebender Eduard.

34. Das Weihnachtsfest. Weihnachtsgeschenke. Glückwunsch zum neuen Jahre.

Braunschweig, den 30. December 1855.

Mein theurer Eduard!

Deiner Vorfeier zum Weihnachtsfeste hätte ich beiwohnen mögen. Schon die Erzählung davon hat mich festlich gestimmt; wie viel mehr würde es durch den Vorgang selbst geschehen sein! — Ich ging am ersten Weihnachtsmorgen mit meinem Vater zur Frühkirche, wo der Gottesdienst bei festlicher Erleuchtung gehalten und dadurch die Feier an sich noch bedeutend erhöht wurde. Innig erbaut durch Gesang und Predigt kam ich in festlicher Stimmung mit meinem Vater wieder zu Hause an. Da herrschte überall reges Leben, denn es war die Zeit, daß meine jüngern Geschwister ins Zimmer kommen und uns allen dann unsere Geschenke beschert werden sollten.

Jetzt erklang die Glocke zum Zeichen des Eintrittes. Aber welche Freude, als wir in das von den vielen Lichtern des glänzenden Baumes hellerleuchtete Zimmer traten! — O, wie jubelten die Kleinen, als sie nach einander die ihnen bestimmten Geschenke erblickten! — Ein unbeschreiblicher Genuß war's für mich, an ihrer übergroßen Freude mich weiden und daran theilnehmen zu können. Unter den mir zugedachten Geschenken waren „Aßmann's Handbuch der allgemeinen Geschichte", das ich mir schon immer gewünscht hatte, und ein Paar neuer Schlittschuhe, für mich die werthvollsten, — letztere aus dem Grunde, — weil die alten für meine Füße schon seit längerer Zeit zu klein waren. Sobald wir nun erst gutes Eis haben, werde ich die neuen probieren und gedenke mir durch sie noch manches Vergnügen zu verschaffen. — Auch mir sind die Weihnachtstage im heitern Kreise der Meinigen sehr angenehm dahin gegangen, und es steht uns nun noch das frohe Neujahrfest bevor, das wir übermorgen feiern. Ich benutze gleich die Gelegenheit, Dir im voraus meinen Glückwunsch zum neuen Jahre abzustatten. Möge ein immer heiterer Sinn und eine dauerhafte Gesundheit Dich in demselben beglücken, und möge Gott auch Deine lieben Eltern und Deine herziggute Schwester, so wie Deinen weit entfernten Bruder Dir erhalten und auch ihnen des Lebens Glück in reichster Fülle schenken! — Sie und Dich herzlich grüßend, bin ich

Dein treuer Freund
Wilhelm Reinhard.

35. Dank für den Glückwunsch. Gegenwunsch. Das Fernrohr.

Lindenheim, den 5. Januar 1856.

Mein theuerster Wilhelm!

Für Deinen freundlichen Glückwunsch sage ich Dir, zugleich im Namen meiner Eltern und meiner Schwester, den wärmsten Dank. Möge auch Dir der Himmel im neuen Jahre des Guten recht viel zu Theil werden lassen, Gesundheit und Frohsinn Dir erhalten, Dich und die Deinigen beschützen und reichlich segnen und uns der Freundschaft Glück auch ferner schenken!

Von meinem Fernrohre haben wir nun bereits sowohl am Tage wie zur Nachtzeit Gebrauch gemacht. Du kennst die weite Aussicht von dem Stübchen aus im obersten Stockwerke unsers Wohnhauses. Hier bot sich sogleich eine treffliche Gelegenheit zur Prüfung des mir so werthen Weihnachtsgeschenkes. Und da vermochten wir deutlich zu erkennen, welche Stunde die Uhr am Thurme des Dorfes Frankenberg zeigte, obgleich dasselbe anderthalb Meilen von hier entfernt ist. Wir sahen, wie die Leute von Brockstädt nach Frankenberg in ihrem Festschmucke zur Kirche gingen, wie auf der 5/4 Meilen entfernten Landstraße einzelne Wagen fuhren und Reisende munter dahin schritten. Welch eine Freude das mir und meiner Schwester gewährte, kann ich Dir kaum beschreiben. Aber noch größer war unser Erstaunen, als der Vater bei eingetretener Dunkelheit das Fernrohr zum sternbedeckten Nachthimmel emporrichtete. Einzelne Stellen des Himmels, wo wir mit unbewaffnetem Auge nur einen lichten Nebel wahrnahmen, lösten sich, durch das Fernrohr betrachtet, in Hunderte von kleinen Sternen auf; einzelne Sterne, die sonst nur wie helle Punkte uns entgegen glänzten, erschienen durchs Fernrohr scheibenförmig, wie der Mond, und dieser, als er prachtvoll aufging, welch einen eigenthümlichen Anblick bot er uns dar! — Berge und Thäler glaubten wir auf ihm zu unterscheiden, die zum Theil die seltsamsten Formen zeigten. Ich wollte nur, Du könntest mal hier sein und an unsern Betrachtungen theil nehmen. Möchte sich recht bald die Gelegenheit dazu finden! —

Dein Eduard.

36. Nutzen des Glases.

Braunschweig, den 25. Januar 1856.

Lieber Eduard!

Sehr freue ich mich, daß Dir durch den Besitz des Fernrohrs so manches stille Vergnügen gewährt wird. Gewiß haben die alten Phönizier, als sie aus dem von ihnen erfundenen Glase allerlei Spiel- und Putzsachen verfertigten und sie andern Völkern für überaus hohe Preise verkauften, nicht geahnet, daß ihre Erfindung nicht bloß eine für sie gewinnreiche,

sondern der Nachwelt einst auch nutzreiche, ja in mancher Beziehung segensreiche werden sollte. Welch große und wichtige Entdeckungen hat der menschliche Geist gemacht durch die Beobachtung der Weltkörper und durch die Einsicht in die ihnen vom erhabenen Schöpfer vorgezeichneten, unwandelbaren Gesetze! Wie ist die dadurch erlangte Kenntniß geeignet, Macht, Weisheit und Güte des ewigen Urhebers der Welt in ihrem schönsten Glanze zu erblicken und auch den Menschen von sonst stumpfem Gefühl zur Bewunderung und Anbetung hinzureißen! — Das wäre nicht, hätte man nicht das herrliche Product, das Glas, ohne welches das Fernrohr herzustellen, gar nicht möglich ist. Und wie groß die Vortheile sind, die die Astronomie der menschlichen Gesellschaft bei Bestimmung der Zeit, bei der Schiffahrt, bei Bestimmung der Lage der Orte auf der Erde u. s. w. gewährt, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wie groß die Vortheile sind, die das Fernrohr, also im Grunde das Glas, dem Wächter des Leuchtthurmes, dem Lenker des Schiffes, dem Feldherrn in der Schlacht gewährt, bedarf keines Beweises. Aber auch dem Greise, so wie überhaupt dem Schwachsehenden, ist das Glas höchst wohlthätig, indem es sein Auge bewaffnet und in den Stand setzt, auch feinere Arbeiten zu verrichten, die Gedanken anderer aus der Schrift zu ersehen und seine eigenen Gedanken durch die Schrift andern mitzutheilen. — Dem Naturforscher ist es vermittelst des Glases durch Mikroskope möglich geworden, in die Geheimnisse der Natur einzudringen und Dinge zu erforschen, die dem unbewaffneten Auge ewig verborgen geblieben sein würden. — Und wie groß ist der Nutzen, den das Glas schon durch die Fenster gewährt: Es erhellt die Wohnung, gewährt Schutz vor jeder Witterung, und ist, indem es so — viele Übelstände beseitigt und die Gesundheit fördert, zugleich dem Hause eine nicht geringe Zierde. Und wie schön ist's, wenn im Frühlinge die freundliche Sonne durchs Fenster scheint, — wie lieblich, wenn der Mond mit seinem milden Lichte hindurchblickt! — Wie wohlthuend ists dem Kranken, dem Genesenden, wenn er durchs Fenster den blauen Himmel, die grünen Bäume sehen kann! — Wie, wenn seinethalben Monate lang die Laden geschlossen bleiben müßten? — Und wie

nützlich wird ferner das Glas durch die vielen daraus bereiteten Gefäße, die zugleich durch ihre Gestalt, in die sich das Glas leicht bringen läßt, wie durch die Verschiedenheit ihrer herrlichen Farben, die durch Metalle hervorgebracht werden, das Auge ergötzen; wie nützlich wird es in dieser Beziehung für die Haushaltung, für die Arznei, für manche Gewerbe, Künste und selbst Wissenschaften! — Gewiß haben jene Phönizier, die schlau nur ihren eigenen Vortheil berechneten, nicht geahnt, daß dieses herrliche Kunstproduct der Nachwelt einst so überaus nützlich und wohlthätig werden sollte, indem es das Leben erleichtert, schützt, erfreut und heilt, Böses abhält und Gutes bringt, und dem menschlichen Geiste selbst die Bahn zur Erkenntniß und Anbetung des Ewigen vermittelt.

Es ist wohl Zeit, theurer Eduard, daß ich meinen Brief schließe; ich habe mich ohnehin mehr verstiegen, als ich hätte sollen, und dadurch Deine Geduld vielleicht zu sehr auf die Probe gestellt. Ein ander Mal mache ich's Dir kurzweiliger. Dir freundlich Adieu sagend, grüßt Dich

Dein Wilhelm Reinhard.

37. Gegossene Spiegel. Erinnerung an die versprochenen Anekdoten.

Lindenheim, den 8. Februar 1856.

Bei einem solchen Briefe, liebster Wilhelm, hat's mit der Geduldsprobe keine Noth. Noch nie ist mir eingefallen, daß das Glas, welches uns so etwas ganz Gewöhnliches und Alltägliches ist, wie es den Leuten vor alters etwas ganz Ungewöhnliches und Seltenes war, einen so mannigfaltigen und großen Nutzen hat, wie mir durch Deinen lieben Brief nunmehr zum Bewußtsein gebracht worden, — ja, daß es für uns wirklich ein höchst wohlthätiges Product ist. Und dabei nun die Wohlfeilheit desselben! Was die Phönizier sich, dem Golde gleich, bezahlen ließen, das kauft man jetzt für wenige Groschen; ein einfaches Trinkglas kann man schon für 6 oder 8 Pfennige haben. Dennoch aber giebt es auch Luxusartikel von Glas, die doch nur reiche Leute zu kaufen im Stande sind: ich meine nämlich vor allen die großen gegossenen Spiegel, deren einer auf zwei-, drei-, viertausend Thaler

oder wohl noch höher kommt. Freilich sind die Kosten zur Herstellung derselben auch nicht gering. Denn wenn schon die dicke kupferne Platte, worauf der Guß geschieht, mehrere tausend Pfund schwer ist und darum eine enorme Summe kostet, so sind auch die Kosten der Feuerung beim Schmelzen, beim Gießen, beim 10 tägigen allmähligen Abkühlen, die Kosten des Schleifens, des Polierens, der Stanniolunterlage und des Einrahmens der Art, daß man sich über den hohen Preis eines solchen Spiegels eben nicht mehr wundern kann. Nun, was uns beide betrifft, lieber Wilhelm, so sind wir gerade nicht für das viele Spiegelgucken und werden uns daher wohl auch ferner wie bisher mit einem Spiegel von geblasenem Glase begnügen. — Doch da fällt mir so eben ein, wie Du am Schlusse Deines vorigen Schreibens einen kurzweiligen Brief zu schreiben andeutest. Nicht, als wenn das von Dir Geschriebene mir langweilig gewesen wäre, — nein, durchaus nicht! — ich wiederhole es Dir, ich habe es mit großem Interesse gelesen. Aber Du wirst Dich erinnern, daß Du bei Deinem Hiersein von einigen Anekdoten sagtest, die Du Dir hin und wieder aufgezeichnet hättest und die Du mir mal mittheilen wolltest. Daran erinnere ich Dich jetzt und bemerke, daß es mir angenehm sein wird, wenn Du Dein Wort erfüllst, vielleicht nächstesmal schon. Freundlich grüße ich Dich und verbleibe

Dein Freund Eduard.

38. Der Pariser Straßenkoth. Einige Anekdoten.

Braunschweig, den 20. Februar 1856.

Es ist wahr, lieber Eduard, das ist ein theures Stück Möbel von Glas, ein solcher gegossener Spiegel von vielleicht 9—12 Fuß Höhe, 6—8 Fuß Breite und vielleicht Zolldicke. Das ist aber nur für einzelne reiche Leute, und Hunderte von ärmern verdienen ihr Brot daran. Tausend andere Glaswaren dagegen sind ungleich wohlfeiler. Überhaupt ist's merkwürdig, wie manche Dinge, namentlich Kunstproducte, im Laufe der Zeit auffallend wohlfeiler geworden, andere natürliche Dinge dagegen im Preise auffallend gestiegen sind, wie es beim Getreide, beim Fleische und andern Nahrungsmitteln und

sogar — was freilich wieder mit den Nahrungsmitteln in Beziehung steht — mit dem Miste der Fall ist. Einen auffallenden Belag hierzu giebt der Pariser Straßenkoth. Im Jahre 1823 zahlte der Unternehmer dafür an die Stadt 75,000 Franken, im Jahre 1831 — 166,000, und im Jahre 1845 sogar 500,000 Fr., und jetzt jedenfalls noch weit mehr; denn im letztgenannten Jahre, nachdem er das saubere Product eine Zeitlang in dazu bestimmten Gruben zum Faulen belassen hatte, löste er beim Kleinverkauf nicht weniger daraus, als 3,600,000 Franken, und wußte also im buchstäblichen Sinne des Wortes Geld zu machen aus — Dreck. — Doch ich vergesse über dem Geplauder ja ganz Deinen geäußerten Wunsch. Also einige Anekdoten wolltest Du haben. Hier sind sie!

Hohe Kunst und ihre Wirkung. Eine Künstlerin, Juliane Fritz genannt, machte im Bad Kissingen, obgleich sie selten öffentlich auftrat, ihre Sache so ausgezeichnet, daß ihr alles nachfolgte — goldene Uhren, Weißzeug, Armringe, Silbersachen, — im ganzen 165 Gegenstände. Sie reiste bescheiden in aller Stille ab, aber die aufmerksame Polizei folgte ihr nach. In Schweinfurt wurde sie sehr artig ersucht, wieder mit umzukehren, und, von den zarten Banden ihrer ritterlichen Begleiter umfangen, wurde sie alsbald, auf Kosten des Staates, nach Kissingen zurückgebracht.

Der decorierte Kleine. Bei einem Ordensfeste in Berlin erhielt ein niedlicher Bursche aus dem Volke die Rettungsmedaille, weil er unter großer Gefahr einen Knaben aus dem Wasser gezogen hatte. Da er klein war, wurde er in die erste Reihe der ehrenvoll Ausgezeichneten gestellt, und der König nannte ihn im Vorübergehen einen edeln Jungen. — „Ein liebenswürdiger Junge," meinten die Edelfräulein der Königin, und beschäftigten sich mit ihm sehr angelegentlich. „Wie alt, lieber Kleiner?" lispelten sie. „Zwanzig Jahr," platzte der Kleine in sonorem Basse heraus, und die ihn umstehenden Fräulein stoben erschrocken aus einander.

Der unreife Aufwiegler. Bei den Unruhen im Jahre 1848 trat zu Berlin vor einem großen Volkshaufen unter andern auch ein Pole auf, und hielt in gebrochenem Deutsch

eine aufwiegelerische Rede an die Versammelten. Aber mitten in seiner hergequälten Rede wurde er plötzlich von einem riesigen Bürger durch einen kräftigen Faustschlag zu Boden geschlagen mit den Worten: „I, so'n Bengel, kann noch nich mal Deutsch, un will hier ufwiegeln!!" — Ein allgemeines Hurrah folgte dieser unerwarteten Zwischenscene.

Nächstesmal noch einige solche Stückchen, wenn's Dir recht ist, lieber Eduard. Für diesmal sei bloß noch gegrüßt von mir und bleibe ferner hübsch wohl.

Dein Wilhelm Reinhard.

39. Die Brunnenwiederherstellung.

Lindenheim, den 29. Februar 1856.

Mein guter Wilhelm!

Die mitgetheilten Anekdoten habe ich mit Vergnügen gelesen, und mit ganz besonderm Wohlgefallen hat sie auch August angehört, dem ich sie vorlas. Also vergiß nicht, im nächsten Briefe auch die übrigen noch mitzutheilen; Du thust nicht bloß mir, sondern auch unserm Freunde August einen Gefallen damit.

Du weißt, lieber Wilhelm, in einem so kleinen Orte, wie der meinige ist, kommt selten etwas vor, das sich zur brieflichen Mittheilung eignet; doch gestern geschahe hier etwas, das ich Dir wohl schreiben könnte. Es wurde nämlich der Anfang gemacht mit der Ausbesserung und Wiederherstellung eines Brunnens auf unserm Hofe, der seit längerer Zeit schon nicht gebraucht worden war; aber da sein Kamerad, auf der andern Seite des Hofes, in der letztern Zeit durch Kargheit im Hergeben von Wasser und auch durch vorkommenden unangenehmen Geschmack desselben oftmals seine Nicken zeigte, so wurde beschlossen, den alten, seiner Zeit sehr guten Brunnen wieder herzustellen. Die Arbeiter aber, durch mancherlei traurige Beispiele, wo der zum lange verschlossen gewesenen Brunnen Hinabsteigende durch die darin befindliche fixe Luft getödtet wurde, vorsichtig gemacht, wollten sich erst von der Beschaffenheit der Luft im Brunnen überzeugen. Sie banden deshalb ein hellbrennendes Licht an einen langen Bindfaden und ließen es langsam hinab. Bald brannte dasselbe immer

schwächer und plötzlich erlosch es gänzlich. Jetzt wußte man, wie es unten stand und machte Anstalt, die fixe Luft herauszuschaffen. Die Arbeiter ließen nämlich brennende Strohbündel hinab; aber bald waren auch diese wieder erloschen. Darauf versuchten sie, hinabgelassenes Pulver unten anzuzünden, aber auch das wollte noch nicht gehen. Da kam mein Vater und sahe ihr vergebliches Bemühen. „Nun Leute," sagte er, „das scheint noch nicht so gehen zu wollen; versucht doch mal das Mittel, das vor einiger Zeit die preußische Regierung zu Breslau bekannt machte: Gießt mal kochendes Wasser in den Brunnen." — Schnell wurde ein großer Kessel mit Wasser aufs Feuer gesetzt und bald war das Wasser zum Kochen gebracht. Jetzt brachte man dasselbe herbei, und mit einem Male wurde nun die dampfende Wassermasse hineingegossen in die Tiefe. Sofort entwickelte sich daselbst eine Masse undurchsichtiger Dämpfe, und 10—15 Minuten lang stiegen dieselben empor, wobei wir aber wohlweislich die Nase und den Mund nicht in zu große Nachbarschaft mit ihnen brachten. Nach dem Verschwinden dieser Dämpfe wurde abermals ein hellbrennendes Licht hinabgelassen, und siehe, es brannte fort und gab dadurch den Beweis, daß die gefährliche fixe Luft aus dem Brunnen entfernt war. Jetzt stiegen die Arbeiter auf langen Leitern hinab und verrichteten ruhig und ungefährdet in der Tiefe ihre Arbeit. — Das ist das Neueste, was sich in meiner Residenz in neuester Zeit bis dato ereignet hat; Du empfängst es noch ganz frisch aus der ersten Hand von

Deinem Freunde Eduard.

40. Bezugnahme auf den vorigen Brief. Noch einige Anekdoten.

Braunschweig, den 9. März 1856.

Lieber Eduard!

Die mitgetheilte Neuigkeit ist so übel nicht. Ich habe sie mit Interesse gelesen und muß gestehen, daß mir das so einfache Mittel zur Erreichung eines so wichtigen Zweckes nicht bekannt war. Ich habe es mir aber nun in meiner Gedächtniß=

kammer für mögliche Fälle notiert. Jetzt fahre ich fort in dem, was Du wünschtest.

Kutscherkunststück. In London fuhr ein Lohnkutscher mit fünf Weitausgreifenden in die Rocktasche eines Banquiers und kam mit zehn kostbaren Füchsen wieder heraus. Die Obrigkeit ertheilte ihm als Prämie für seine Kunst freie Wohnung in einem schattenreichen Staatsgebäude.

Zwei Communisten. Ein praktischer Communist in Paris schnitt im Gedränge seinem Vordermanne die beiden Rockschöße ab. Der Eigenthümer des Rockes drehte sich um und faßte den Communisten beim Kragen, und „Was machen Sie da?" fragte er ihn — „Das sehen Sie ja," erwiderte jener, ich nehme nach dem Princip des Communismus die Hälfte Ihres Frackes." — Der Frackmensch, welcher auf einmal ein Kamisolsherr geworden war, hieb fürchterlich auf seinen abenteuerlichen Schneider los, schlug so sein großes spanisches Rohr auf dessen Rücken entzwei, riß ihm dabei die genommenen Schöße wieder aus den Händen und sagte: „Ich bin auch Communist; ich habe mit Ihnen meinen Stock getheilt. Nehmen Sie so mit der Hälfte davon vorlieb."

Preis eines englischen Schnurrbartes im Auslande. In Neapel wurden vor einigen Jahren die Schnurrbärte bei Civilpersonen als polizeiwidrig streng verboten. Ein Engländer, der sich dort aufhielt und zufällig einen solchen Bart trug, kümmerte sich wenig um das Verbot und ging nach wie vor mit demselben in den Straßen der Stadt umher. Plötzlich wurde er von Polizeidienern ergriffen, zur Polizei gebracht und ohne weiteres seines männlichen Schmuckes beraubt. Da erhob er Lärm, wandte sich an die Regierung und taxirte unbedenklich seinen Schnurrbart auf 1000 italienische Ducaten. Der Regierung fiel noch frühzeitig genug die damals stattgehabte englische Execution gegen Griechenland ein und zahlte rasch die tausend Ducaten, ehe die englischen Kriegsschiffe von der Sache hörten.

Ein wunderlicher Leichenzug brachte vor einiger Zeit die ganze Umgegend von Walworth in England auf die Beine. An der Spitze der Leidtragenden befand sich nämlich ein Esel, schwarz behängt und die langen Ohren mit Flor

umwickelt. Der Verstorbene hatte es den Testamentsvollstreckern bei Verlust des ihnen ausgesetzten Vermächtnisses befohlen, daß sein bester Freund, der treue Esel, mit zu Grabe folge. Alle Einwendungen halfen nichts; es sollte geschehen, wie der Testator einmal bestimmt hatte. Und so marschierte denn das gutmüthige Eselthier ruhig mit in Reihe und Glied bis an die Pforte des Gottesackers. Da aber, klüger als sein Herr, bog das Langohr plötzlich zur Seite und rannte, trotz aller Testamentsklauseln, eilig wieder davon, seinem gewohnten Stalle zu.

Vielleicht interessiert es Dich, lieber Eduard, wenn ich Dir hier noch mittheile, welche Wohnungen in Paris nach einander der Mann inne hatte, der einst halb Europa beherrschte. Napoleon Bonaparte bewohnte von seiner Ankunft am 19. October 1784 an bis zum Jahre 1815: 1) eine Zelle unter dem Dache der Militairschule, 2) eine Dachstube auf dem Contiquai Nr. 5, 3) ein Zimmer im Hotel Metz, Mailstraße, 4) ein Zimmer im Hotel der Menschenrechte, Straße Fosses-Montmarte, 5) ein kleines Logis, Michaudierestraße Nr. 19, 6) ein Zimmer, Hotel Mirabeau, Dauphinstraße von St. Rochus, 7) das Hotel der Colonnaden, neue Capucinerstraße, 8) sein Hotel in der Siegesstraße, 9) den Palast Luxemburg, unter dem Consulat, 10) den Tuilerienpalast, während des Kaiserreiches, 11) Elisee Bourbon, während der 100 Tage, 12) Malmaison. — Es charakterisieren diese Wohnungen gewissermaßen den Lebenslauf des merkwürdigen Mannes.

Es ist Zeit, daß ich schließe. Wir gehen übrigens nun wieder dem Frühlinge entgegen, da haben wir Hoffnung, einander bald mal wieder zu sehen. Bleibe ferner wohl und sei gegrüßt von

Deinem Freunde Wilhelm.

41. Benachrichtigung über das Hinkommen nach Braunschweig.

Lindenheim, den 26. März 1856.

Lieber Wilhelm!

Allerdings haben wir Hoffnung, einander bald — recht bald zu sehen, aber nicht, wie Du vielleicht denkst, auf kurzen

Besuch, sondern — was meinst Du wohl? — auf längere Zeit, vielleicht auf einige Jahre. Es ist nämlich jetzt fest bestimmt, daß ich von Ostern d. J. an das Real-Gymnasium in Braunschweig besuchen soll. Ohne daß ich etwas davon wußte, hat mein Vater schon früher mit meinem Onkel, dem Kaufmann Herzfeld, die vorläufige Rücksprache darüber genommen und nachher durch briefliche Mittheilung mit ihm festgemacht, daß ich nunmehr zu ihm in Pension komme. Wie Dir bekannt ist, so habe ich außer dem Unterrichte in der Schule, auch bei unserm Prediger schon seit zwei Jahren Unterricht im Französischen und Englischen gehabt, so daß ich hoffe, nicht geradezu für die unterste Klasse der genannten Schulanstalt bestimmt zu werden. Doch würdest Du mir wohl den Gefallen thun und dem Director der Schule, Herrn Professor Brandes, die vorläufige Anmeldung meiner zu machen; die Prüfung wird ja dann wohl nach meiner Ankunft dort geschehen können. Am Montage nach dem weißen Sonntage (31. März) wird mich mein Vater hinüberbringen. O wie freue ich mich, dann immer in Deiner Nähe zu sein! Wie manche angenehme Stunde werden wir da, sowohl in gesellschaftlicher Arbeit, wie in gemeinsamen Vergnügungen mit einander zubringen können! Und welche Lust wird's sein, wenn ich in den Ferienzeiten meine Eltern besuche und Du mich dann, so oft Du kannst, dahin begleitest! — Herzlich grüße ich Dich und freue mich auf unser baldiges frohes Zusammentreffen.

Dein Dich liebender
Eduard Kühnheld.

B. Briefwechsel zwischen Antonie Braunfels in Reinthal und Pauline Herold in Wolfenbüttel.

42. Benachrichtigung über den nunmehrigen Aufenthalt auf dem Lande. Erinnerung an den Vorsatz zum öftern Schreiben.

Reinthal, den 12. April 1856.

Meine theure Pauline!

Acht Tage habe ich nun bereits in ländlicher Stille zugebracht, und obgleich mir anfangs manches hier etwas ungewohnt vorkam, so fühle ich mich doch jetzt schon ganz heimisch. Mein Onkel sowohl wie meine Tante sind herzensgut gegen mich, und Luise, meine liebe Cousine, ist ein gar liebes und freundliches Mädchen. Die beiden Brüder meiner Luise aber, Albert und Franz, wenn auch mitunter etwas wild und unbändig, sind doch von Herzen recht gute und sehr gefällige Jungen. Auch fühle ich, daß der tägliche Aufenthalt in der freien Landluft auf mein Befinden sehr wohlthätig einwirkt. Täglich mache ich bei günstigem Wetter mit Luisen kleine Spaziergänge im Freien, und obgleich ich beim Nachhausekommen mitunter etwas erschöpft bin, so fühle ich doch, daß mir die Bewegung im Freien sehr zuträglich ist, denn ich befinde mich im allgemeinen wohler, als früher. Daher ist es mir sehr lieb, daß mein guter Vater, der als Arzt die Sache am besten verstehen muß, mir den Aufenthalt auf dem Lande, während der schönsten Monate, zur Kräftigung meiner Gesundheit bestimmt hat. Da wir uns aber in dieser Zeit wohl selten einmal sehen werden, so laß uns um so eifriger halten, was wir einander beim Abschiede versprachen, — recht oft nämlich einander zu schreiben, dann wird uns die einstweilige Trennung weniger empfindlich sein und uns durch die schriftliche Gedankenmittheilung sogar manches Vergnügen gewähren. Schreibe daher bald wieder an

Deine

Dich herzlich liebende Freundin

Antonie Braunfels.

43. Freude über den ersten Brief. Wunsch. Übersendung eines Trinkglases.

Wolfenbüttel, den 18. April 1856.

Beste Antonie!

Eine große Freude empfand ich, als mir der Bote Deinen lieben Brief brachte. Recht oft schon habe ich während Deiner Abwesenheit an Dich gedacht und mich nach Dir gesehnt. O wie freue ich mich nun, daß Du Dich dort zufrieden fühlst in der Mitte wohlwollender und lieber Menschen, und daß der Aufenthalt dort schon anfängt, seinen heilsamen Einfluß auf Deine Gesundheit zu bethätigen. Mögest Du in der Stille des Landlebens und im Genusse der reinen Luft, wie überhaupt der herrlichen Gottesnatur, freudig erstarken und später als ein blühendes, kräftiges Mädchen in den Kreis der Deinigen zurückkehren! —

Dein lieber Vater, der gestern bei uns war, sagte, als ich das Gespräch auf Dich brachte, daß er Dir angerathen habe, von dem herrlichen Brunnenwasser auf dem Pfarrhofe fleißig zu trinken. Das brachte mich auf den Einfall, Dir einen kleinen Krug dazu mitzuschicken. Du empfängst ihn nebst diesem Briefe. Trinke nun fleißig daraus von dem Wasser auf dem Hofe Deines Onkels. Der Krug sei Dir ein tägliches Erinnerungszeichen an Deine treue Freundin, der Trunk daraus aber ein erfrischendes Labsal und ein wirksames Mittel zur Förderung und Befestigung Deiner Gesundheit! — Deiner in Liebe gedenkend, bin ich

Deine
Dir herzlich ergebene Freundin
Pauline Herold.

44. Dank für das Glas. Die Newa. Das theure Glas Wasser. (Nach Kohl.)

Reinthal, den 24. April 1856.

Aber, liebste Pauline, was für ein allerliebstes Krüglein hast Du mir da geschenkt! — Die liebliche Landschaft daran — wie sauber ist sie gearbeitet, wie nett nimmt sie sich aus! — und besonders die niedlichen Schäfchen, die da auf dem Anger umhergehen und weiden! — Gewiß, Du verstehst es,

einem Lust zum Trinken zu machen; denn aus einem so netten Glase trinkt man doppelt gern. Aber auch ein schönes Zeichen der Erinnerung an Dich soll er mir bleiben — der allerliebste Krug! Mein herzlichen Dank dafür! —

Als ich das erste Mal, den Krug in der Hand, gefüllt mit dem silberhellen, frischen Wasser, ins Wohnzimmer trat und trank, mundete mir das herrliche Wasser, aus dem schönen Erinnerungsglase getrunken, so sehr, daß ich so recht aus Herzensgrunde sagte: „Ein köstlicher Trunk!" — „Wohl wahr," sprach mein Onkel, — „köstlich, und doch nichts kostend, — kostbar, und doch spottwohlfeil! — Wohl aber giebt es Gegenden und Städte, wo ein Glas gutes Trinkwasser auch gut bezahlt werden muß. Das theuerste Glas Wasser aber," fügte er hinzu, „trinkt man doch nur in Rußland." — Wir wunderten uns über diese Äußerung und blickten ihn fragend an. „Ja, ja," sprach er, „dem ist so!" — Wir baten ihn, sich doch darüber näher zu erklären, und so erzählte er uns denn Folgendes:

„Die Newa in Rußland hat ein wunderschönes, reines, grünliches Wasser. Sie ist ein Strom von wenig Meilen Länge, da sie den Abfluß des Ladogasees zum Meere hin bildet. Aber etwa eine Meile von ihrer Mündung theilt sie sich in vier Haupt- und mehrere Nebenarme, wodurch ein Archipelagus von Inseln entstanden ist, auf denen das schöne Panorama von Petersburg sich entfaltet. — In so mannigfaltigen Beziehungen ein Fluß einer Stadt nur nützen kann, nützt die Newa der an ihren Ufern ruhenden Residenz. Sie führt aus dem Innern des Landes den Überfluß der Provinzen heran und trägt Speise und Kleidung und Feuerung für Menschen und Futter fürs Vieh herbei. Sie empfängt an ihrer Mündung aus weit entfernten Gegenden die schönsten Producte ausländischer Industrie und schafft sie zu den Palästen der Hauptstadt hin. Sie füllt den Petersburgern, die nur den einen schönen Brunnen und außer ihm keine klare Quelle haben, ihre Becher mit frischem Labetrunke. Sie kocht ihre Speisen und braut ihnen den Thee und den Kaffee. Sie liefert ihnen eine ungeheure Menge Eis, das den Sommer über in verschiedenartigen Getränken genossen wird, aber auch

in fast 10,000 Eiskellern während der großen dort herrschenden Hitze im Sommer Fleischspeisen und andere Eßwaaren, wie auch manche Getränke, vor dem Verderben sichert. Sie beherbergt und füttert die Fische für die Tafeln der Petersburger. Ja sie verrichtet ihnen selbst die gemeinste Sclavenarbeit, putzt ihre Wäsche, und reinigt, sich in vielen Kanälen durch die Straßen ergießend, ihre Kloaken. Man darf sich daher nicht wundern, daß das Newawasser das Tagsgespräch der Petersburger ist, wie das Nilwasser dasjenige der Ägypter. — Doch so wie die Newa der Petersburger Freude ist, so ist sie auch zuweilen ihre Noth und ihr Jammer, wenn sie bei hohem Stande ihre Gärten verwüstet, ihre Häuser beschädigt, ja sogar durch große Wasserfluthen bei furchtbarem Sturmwinde ihre ganze Existenz bedroht, wie das z. B. im November 1824 der Fall war, wo das Wasser, durch den Westwind gepeitscht, in die Straßen schoß, alles, was an Equipagen und Wagen darauf war, in die Höhe hob, sich durch die untern Fenster der Häuser warf, viele Menschen, die nicht augenblicklich eine andere Zufluchtsstätte finden konnten, auf die öffentlichen Plätze jagte, wo die Bäume so voll von ihnen saßen, wie sonst von Sperlingen. Mit jeder Minute befürchtete man, daß die Kriegsschiffe sich losreißen und in die Häuserreihen verwüstend einbrechen möchten. Viele Häuser stürzten erst am folgenden Tage ein, als das Wasser die Stadt schon wieder verlassen hatte. Aus den meisten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit lange Zeit nicht wieder zu verbannen; die Einwohner sanken in Folge davon aufs Krankenlager, und tödtliche Seuchen herrschten noch viele Wochen nachher.

Doch ich komme ja ganz von der Hauptsache ab; ich wollte ja von dem theuren Glas Wasser erzählen. Also hört! — Der harte nordische Winter schlägt fast die Hälfte des Jahres die Newa in eisige Bande, so daß sie nur sechs Monate hindurch ihre größten Wohlthaten spenden kann. Erst im Anfange des April, selten am Ende des März, sind die Gewässer warm und kräftig genug, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen. Dieser Augenblick wird mit Sehnsucht erwartet, und kaum schieben sich die schmutzigen Eismassen so

weit vor, daß sie den glänzenden Wasserspiegel auf Bootesbreite enthüllen, so erdonnern die Kanonen von der Festung herab, um diesen ersehnten Augenblick den Bewohnern der Residenz zu verkündigen. Zu derselben Zeit aber, sei es Tag oder Nacht, steigt der Commandant der Festung, mit allen Zeichen seines hohen Ranges angethan und von seinen Officieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zu dem gegenüber liegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einem großen, schönen Krystallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des wohlthätigen Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem hohen Herrn, daß die Macht des Winters gebrochen sei, daß eine fröhliche Schiffahrt gehofft werden könne, zeigt ihm als den ersten Wasserschwan seine Gondel am Ufer, die er glücklich herübergebracht, und überreicht ihm den Newabecher, den der Fürst auf die Gesundheit seiner Residenz leert. Der Sitte gemäß giebt der Kaiser dem Commandanten das Glas, mit Gold gefüllt, zurück. In frühern Zeiten bekam er es gestrichen voll Dukaten. Doch mit dem Fortgange der Zeit nahmen die Becher an Größe immermehr zu, so daß die Kaiser immer mehr und mehr Wasser trinken und immer mehr und mehr Gold zahlen mußten. Da wurde die Summe auf 200 Ducaten festgesetzt, die dem Commandanten eingehändigt werden. Aber gewiß noch immer ein kaiserlicher Lohn für ein Glas Wasser!" —

So erzählte mein Onkel, und daneben, daß wir gestehen mußten, er habe vorhin doch wahr gesprochen, hatte uns die Anhörung seiner Erzählung viel Vergnügen gewährt, weshalb ich's mir auch nicht versagen konnte, dieselbe auch Dir mitzutheilen. Vielleicht wunderst Du Dich, daß ich so viel habe schreiben können; aber zu meiner größten Freude muß ich Dir sagen, daß mir das Schreiben jetzt keinesweges mehr beschwerlich wird, sondern im Gegentheil Vergnügen macht, wobei ich jedoch die Vorsicht anwende, daß ich nicht zu anhaltend auf einmal schreibe, sondern mit längern Unterbrechungen. Du wirst daraus mit eben so großer Freude sehen, wie sehr es sich mit meinem Gesundheitszustande schon gebessert hat.

Nun aber will ich doch schließen, indem ich Dich herzlich grüße.

Deine Antonie.

45. Freude über den Brief. Jubelfest. Illumination.

Wolfenbüttel, den 26. April 1856.

Liebste Antonie!

Durch die höchst interessante Mittheilung in Deinem Briefe hast Du mir ein wirklich sehr werthvolles Gegengeschenk gemacht. Mit großem Vergnügen habe ich dieselbe gelesen und auch meiner Mutter vorgelesen, die sich eben so sehr darüber freute. Auch hättest Du mir keinen angenehmern Beweis von Deiner gekräftigten Gesundheit geben können, als gerade durch ein solches Schreiben; doch bitte ich Dich dringend, Dich ja nicht zu sehr anzustrengen, da es doch, wenn Du es auch augenblicklich nicht fühlst, leicht übele Folgen haben könnte.

Gestern wurde, wie Dir bekannt ist, im ganzen Lande der Geburtstag unsers Herzogs und zugleich der Gedächtnißtag seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung gefeiert. In der Hauptstadt waren die Veranstaltungen und Vorbereitungen dazu, wie man uns erzählte, ganz außerordentlich, um das Fest recht würdig und großartig zu begehen. Meine Eltern waren eingeladen, an diesem Tage in Braunschweig bei meinem Onkel Herbert zu sein. Aber erst gegen Abend fuhren wir dahin, da meinem Vater ein früheres Abkommen von Haus nicht gut möglich war. So konnten wir doch wenigstens einem Hauptstücke des Tages, der überaus prachtvollen Illumination, beiwohnen. Von dem höchst imposanten Festzuge am Vormittage erzählte uns meine Tante Verschiedenes, vom Festzuge der Landleute — mein Onkel, der denselben angesehen hatte. Noch vor dem Dunkelwerden gingen wir durch verschiedene Straßen, die meistens von heitern und schaulustigen Menschen wogten. Sämmtliche Straßen, durch die wir kamen, waren festlich geschmückt mit Laub- und Blumengewinden und sinnreichen Emblemen, — manche Häuser auf das herrlichste geziert. Die spätere Erleuchtung aber überstieg an Schönheit und Großartigkeit alles, was ich je in der Art gesehen habe. Dasselbe Urtheil hörte ich auch von Personen, die wohl schon

dreimal älter waren, als ich, und deshalb auch schon viel mehr gesehen hatten, als ich. Man wußte oft gar nicht, wohin man seine Augen zuerst wenden sollte, besonders auf einzelnen großen Plätzen, wie z. B. auf dem Altstadtmarkte, wo der schöne Brunnen mit unzähligen Gasflämmchen aufs herrlichste strahlte und das Altstadtrathhaus einen höchst zauberischen Anblick gewährte; — eben so auf dem Platze vor dem landschaftlichen Gebäude, wo dieses selbst durch seine überraschende Schönheit und mit seinen herrlichen Sinnbildern, wo die Herzogliche Kammer und das gegenüberliegende Gewandhaus durch hohe Pracht die Blicke der wogenden Menge fesselten. Ähnlich wars bei andern öffentlichen Gebäuden in den verschiedenen Theilen der Stadt. Wohin man kam, wurde man aufs neue entzückt durch das, was man sahe. Einen wahrhaft feenartigen Anblick gewährte das herrliche Bahnhofsgebäude mit seinen vielen schön geordneten buntfarbigen Öllichtern und den prachtvoll strahlenden unzähligen Gasflammen. Alles Einzelne zu beschreiben, würde mir gar nicht möglich und Dir am Ende auch langweilig sein zu lesen. Dergleichen muß man selbst sehen, um einen klaren Begriff und wirklichen Genuß davon zu haben. — Um elf Uhr reisten wir wieder ab; aber so aufgeregt war ich von dem Gesehenen, daß ich lange erst nicht einzuschlafen vermochte.

Deine Pauline.

46. Ländliche Feier des Jubelfestes. Bitte um Besorgung eines neuen Hutes.

Reinthal, den 2. Mai 1856.

Liebe Pauline!

Es freut mich, daß Du von dem großartigen Feste das Schönste, die Illumination nämlich, gesehen und mir auch einiges darüber mitgetheilt hast; wenigstens läßt sich von dem Gesagten auf die außerordentliche Schönheit und Großartigkeit des Ganzen schließen. Hier im Orte haben wir den Tag mit einem festlichen Gottesdienste und übrigens in der Stille, wie einen Sonntag, gefeiert.

Nun habe ich eine Bitte an Dich, liebe Pauline. Meine Tante wünscht nämlich ihrer Luise zum Geburtstage einen

hübschen Sommerhut zu schenken. Damit dieselbe aber vorher nichts davon merken möchte, so wünschte meine Tante, daß ich, ganz ohne ihre weitere Mitwirkung, die Herstellung und Herbeischaffung des Hutes durch Deine freundliche Vermittlung besorgen möchte. Mit dem größten Vergnügen habe ich mich dem Auftrage unterzogen und bitte Dich nun, zur Putzmacherin Siemens zu gehen und bei ihr einen solchen Hut zu bestellen. Wenn Du nur sagst, sie möchte einen ähnlichen anfertigen, wie der für mich zuletzt gemachte, auch von derselben Größe. Den innern und äußern Anputz desselben solle sie nach ihrem eigenen Ermessen einrichten; bemerke ihr aber, daß sie nicht gar zu auffallende und zu sehr von einander abstechende Farben wählen möge. Am 9. d. Mts., Vormittags, soll die Botenfrau bei Dir vorkommen; Du wirst mir daher den Gefallen thun, die Putzmacherin auch hiervon in Kenntniß zu setzen und sie zu ersuchen, sich so einzurichten, daß der Hut bis dahin zum Einpacken vollkommen fertig sei, und auch die Rechnung über denselben gleich mit beigelegt werden könne. Zugleich bitte sie nochmal, daß sie ihn doch ja recht schön machen möchte. Über die Freude, die dann die gute Luise haben wird, freue ich mich schon jetzt im stillen. — Dann bitte ich Dich auch, Dir einige recht schöne Kattunproben von dem neben Euch wohnenden Kaufmann Hiller geben zu lassen und sie mit in die Hutschachtel zu legen. Meine Tante wollte dann davon etwas auswählen, und sobald dies geschehen ist, werde ich Dir das Nähere darüber mittheilen, und dann wirst Du auch die Gefälligkeit haben, den von ihr gewünschten Kattun hierher zu besorgen. Ich bin von Deiner Bereitwilligkeit zu dienen, zu sehr überzeugt, als daß ich im geringsten hätte Bedenken tragen können, Dir gleich mit zwei Bitten und Aufträgen auf einmal zu kommen. Gern wird Dir wieder gefällig sein

Deine Freundin
Antonie.

47. Übersendung des Hutes. Versparen des Besuchs wegen Unwohlseins der Mutter Paulinens.

Wolfenbüttel, den 9. Mai 1856.

Meine gute Antonie!

Gar sehr freue ich mich, daß ich Deine mir sehr lieben Aufträge ganz Deinem Wunsche gemäß habe ausrichten können. Du empfängst hierbei die Schachtel mit dem Hute, und zwar mit einem wirklich sehr schönen Hute, dann die Rechnung dabei, und endlich zehn meistens recht hübsche Kattunproben, mit der Bemerkung des genauesten Preises daran. Möge sich nun die gute Luise recht freuen ihres schönen Geburtstagsgeschenkes. Grüße sie doch auch in meinem Namen und sag ihr, daß ich meinen herzlichen Glückwunsch zu ihrem Geburtstage mit dem Deinigen vereinigte.

Deine gute Mutter, mit der ich vor einigen Tagen sprach, meinte, ob ich nicht während der Pfingsttage Dich einmal besuchen wollte, und fügte hinzu, ich würde Dir eine große Freude bereiten, wenn ich so ganz unerwartet nach Reinthal käme. Allein das ließ sich für diesmal nicht thun, da meine Mutter sich nicht ganz wohl befindet und ich ihr deshalb manche häusliche Arbeiten abnehmen muß, ihr auch unter diesen Umständen überhaupt nicht gern von der Seite gehen möchte. Zwar ist nicht zu befürchten, daß sich ihr Zustand bedeutend verschlimmere, aber es könnte dies doch der Fall sein, wenn sie sich nicht sorgfältig schonte. Darum, so groß meine Freude auch gewesen sein würde, Dich in den Pfingsttagen durch meinen unerwarteten Besuch zu überraschen, durfte ich doch meine gute Mutter nicht verlassen. Indes wünsche ich, daß Du die Festtage recht angenehm verleben mögest. Gedenke dabei, wie ich's bei Dir täglich thue, in freundschaftlicher Liebe

Deiner getreuen Pauline.

48. Der unerwartete Fang am Pfingsttage. Dank für die Besorgung. Nachträgliche Bitte.

Reinthal, den 13. Mai 1856.

Liebste Pauline!

Die Feiertage sind dahin. Ich wünsche, daß Du sie in Heiterkeit mögest zugebracht haben und daß ein befriedigendes

Befinden Deiner guten Mutter der vornehmste Grund dieser Heiterkeit gewesen sein möge. Was mich betrifft, so habe ich am ersten Pfingsttage einen ganz besondern Schreck, aber auch eine ganz besondere Freude gehabt. Als wir uns nämlich am Mittagsmahle gütlich gethan hatten, gingen Albert und Franz in den Hof, machten sich über einen Haufen daliegender grüner Birkenreiser her und begannen, an der Wand, eine Laube daraus zu bauen. Luise und ich gingen ebenfalls hinaus und sahen ihnen bei ihrer emsigen Arbeit zu. Da fing auf einmal Albert an: „Wißt ihr was? — in dieser Laube wollen wir nachher Kaffee trinken! Ihr Mädchen besorgt einen Tisch und Kaffee darauf und dann trinken wir hier in Gesellschaft!“ — Wir versprachen, ihnen den Willen zu thun, und bald stand die Birkenlaube, die gerade groß genug war, uns und unsere Trink-Einrichtung zu beherbergen. Eben saßen wir vergnügt und heiter scherzend um den Tisch herum und ließen uns Kaffee und Festkuchen gar trefflich schmecken, als plötzlich wie ein Blitz aus heiterm Himmel ein lichtheller Gegenstand mit starkem Geräusch durch die obern Zweige der Laube herniederfuhr und ein dunkler Gegenstand augenblicklich mit noch stärkerm Geräusch hinterdrein stürzte. Wir erstarrten fast vor Schreck, doch Albert sprang rasch auf, griff dicht neben mir nieder und drückte im Augenblicke einen großen Vogel am Boden fest, den er zugleich bei den Flügeln ergriff und ihn trotz alles Sträubens und Arbeitens fest hielt. Auch Franz blieb dabei nicht müssig; eifrig bemühte er sich, seinem Bruder behülflich zu sein, und so brachten die beiden Jungen im Triumphe den Vogel zur Laube hinaus. Indem wir Mädchen folgen wollten, erblickte ich beim zufälligen Niedersehen im Winkel neben mir den weißen zur Laube hereingefahrenen Gegenstand: es war eine weiße Taube, die sich vor dem Raubvogel dahin geflüchtet hatte. Ich streckte schnell die Hand aus und ruhig ließ sich das Thierchen von mir greifen. Heftig klopfte ihm noch das kleine Herz. Ich streichelte sie unter freundlichem Kosen sanft mit der Hand — die allerliebste Taube, und sie blickte mich treuherzig an mit ihren klaren Augen. „Sei ohne Furcht, liebes Thierchen,“ sagte ich, „dir soll kein Leid geschehen,“ — und gleichsam, als verstände sie das

freundliche Wort, schmiegte sie sich zutraulich an mich und schien sich dabei ganz behaglich zu fühlen. Auch Luise liebkoste sie und hatte eine große Freude an dem Thierchen, und so gingen wir nun mit demselben, wohin Luisens Brüder uns schon vorangegangen waren, nämlich zum Wohnzimmer, — sie mit ihrem grollend umherblickenden Habicht und wir mit unserm sanftblickenden Täubchen. Sobald die Taube aber ihren Feind gewahrte, erschrak sie von neuem heftig und schien sich losmachen zu wollen; wir gingen daher schnell mit ihr ins Nebenzimmer. Vater und Mutter wunderten sich nicht wenig unserer seltsamen Besucher, die uns beim Kaffeeschmause von oben herab so urplötzlich überrascht hatten und als ungebetene Gäste ihr unbefugtes Eindringen mit ihrer Freiheit bezahlen mußten. Der Habicht wurde vorab in einen großen hölzernen Käfig gesperrt und auf dem Hofe placiert. An der Taube ergötzten wir uns noch längere Zeit, indem wir ihr Futter vorstreuten, das sie emsig aufpickte, und Wasser vorsetzten, wovon sie sehr manierlich trank. Gegen Abend wurde ihr ebenfalls ein großes Bauer zum Nachtquartier angewiesen, worin sie sich auch ganz behaglich zu fühlen schien. Ich hoffe, das Täubchen wird, besonders Luisen und mir, noch manche Freude machen, da dasselbe gewiß bald völlig zahm sein wird.

Eins noch darf ich nicht vergessen, Dir zu schreiben. Luise hat über den neuen Hut eine recht große Freude gehabt. Sowohl im Namen ihrer Mutter, wie ihrer selbst, danke ich Dir herzlich für die gefällige Besorgung, liebe Pauline, und übersende Dir hierbei den Betrag der Rechnung, die Du nach Berichtigung derselben, quittieren lassen und uns gelegentlich einliegend zurücksenden willst. Herzlich dankt Dir auch Luise für Deinen freundlichen Glückwunsch, und beide senden wir Dir unsere herzlichen Grüße.

Deine Dich liebende Antonie.

Nachschrift. Meine Tante läßt Dich bitten, ihr durch den Überbringer dieses Briefes 16 Ellen von dem Kattune, von welchem die Probe einliegend zurück erfolgt, zu besorgen. Den Betrag dafür wird Dir der Bote einhändigen.

49. Die unerwartete Wendung der Hochzeitsfeier.

Wolfenbüttel, den 16. Mai 1856.

Liebste Antonie!

Wie hat sich das aber so allerliebst gefügt mit dem Täubchen! Gewiß, das Thierchen wird Euch doppelt lieb sein, da es durch Eure Gegenwart vor den tödtlichen Klauen eines so furchtbaren Räubers geschützt worden und ihm durch Eure Vermittlung das Leben erhalten ist. Der gefangene Räuber aber hat sich lediglich durch seine blinde Gier und Unvorsichtigkeit ins Verderben gebracht. Mitunter geschieht's indes, daß der Räuber, auch bei Vorsicht und Schlauheit, ergriffen wird und zwar an Orten, wo er es am wenigsten vermuthet, wie es z. B. kürzlich in Königsberg geschah. Eine dortige Näherin nämlich, die es durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einigem Wohlstande gebracht hatte, fand eines Abends beim Zuhausekommen ihre Wohnung mehr, als ihr lieb war, aufgeräumt. Ihr Forschen nach den Dieben blieb vergeblich. Auch die Bemühungen der Polizei hatten nicht den gewünschten Erfolg. Acht Tage nachher fand die bestohlene Näherin einen Zettel an ihrer Stubenthür befestigt, auf dem geschrieben stand, daß ihre Gold- und Silbersachen bei einem namhaft gemachten Diebeshehler verwahrt seien, und daß sie am nächsten Freitage nach der polnischen Kirche gehen möge, wo ein Brautpaar getraut werden würde. Der Bräutigam werde einen aus dem ihr gestohlenen Tuchmantel gefertigten grünen Rock, die Braut das ihr gestohlene seidene Kleid, und die Brautjungfern ihre kattunenen Kleider tragen. — Die Näherin machte sofort einem Polizeibeamten Anzeige davon, und dieser schickte an dem bezeichneten Freitage einen Gensd'armen in Civilkleidung, in Begleitung der Näherin, in die Kirche. Man fand hier alles genau so, wie der Zettel es angegeben hatte; auch die Brautjungfern in den Kattunkleidern fehlten nicht. Der Gensd'arme, welcher in den Personen dieses Hochzeitszuges sogleich schon längst Verdächtige erkannte, befahl den Kutschern insgeheim, nach der Trauung sogleich zum Inquisitoriat zu fahren. Als die Trauung beendigt war, bat der verkleidete Gensd'arm, mit in den Wagen steigen zu dürfen. Das wurde ihm gestattet, und bald hielten die Neu-

vermählten — vor dem Gefängnisse, das trotz alles Sträubens der Erstaunten sowohl die Hochzeiter wie deren Gäste zwischen seine nackten Wände aufnahm. Das beraubte Täubchen aber erhielt bald darauf seine Gold- und Silbersachen, wie seine Kleidungsstücke, wenn auch etwas verändert, wieder zurück, und der räuberische Habicht verlebte seine Flitterwochen auf seltsame Weise in einem dunkeln Staatskäfig.

Dich, liebe Antonie, und Deine liebe Cousine herzlich grüßend,

Deine getreue Pauline.

50. Berührung des zuletzt Mitgetheilten. — Bitte um Besorgung von Musikalien.

Reinthal, den 21. Mai 1856.

Sehr hübsch, liebe Pauline, daß das beraubte Täubchen so unerwartet wieder zu dem gelangte, was es sich erst mit vielem Fleiße erworben hatte, wenn auch die Flitterwochen des Habichts darüber auf eine nicht eben übliche Weise sich umgestalteten; der Bösewicht hatte es am Täubchen verdient.

Eine große Bitte habe ich wieder, meine herzige Pauline. Du weißt, wie großes Vergnügen mir das Klavierspielen gewährt, und da dasselbe auch bei der guten Luise der Fall ist und sie wirklich recht wacker spielt, so möchten wir beide gern einige Sachen zu vier Händen mit einander einüben. Ein gewisser Herr Milius aus Braunschweig, der kürzlich hier war und der ein ausgezeichneter Pianospieler ist, hat uns einige Musikalien empfohlen, von denen er uns versicherte, daß wir sie, hinsichtlich ihrer Schwierigkeit, vollkommen bewältigen könnten und daß sie uns dann durch ihre Schönheit hohes Vergnügen gewähren würden. Nicht wahr, liebe Pauline, Du thust mir den Gefallen, sie uns aus der dortigen Musikalienhandlung möglichst bald zu besorgen. Es sind folgende Stücke:

1) Variationen zu 4 Händen über das Lied: „Steh nur auf" von F. Kuhlau, Op. 114 Nr. 3. Leipzig bei Peters.

2) Sonate a quatre mains Nr. 6 (in B) Op. 38 par A. Diabelli. Hamburg bei Cranz.

3) Sonate a quatre mains par Jacques Schmitt Op. 69. Ebendaselbst.

Laß sie nur mit auf Rechnung meines Vaters anschreiben. Dieser sagte mir bei seinem neulichen Hiersein, daß ich's damit nur so machen möchte.

Dich herzlich grüßend,

Deine Antonie.

51. Übersendung der Musikalien.

Wolfenbüttel, den 24. Mai 1856.

Liebste Antonie!

Lange warten sollst Du nicht auf die gewünschten Musikalien; Du empfängst sie nebst diesem Briefe. Zwei Hefte davon hatte der Musikalienhändler vorräthig, und das ihm fehlende dritte ließ er, auf meinen Wunsch, schnell von Braunschweig kommen. Ich habe die Sachen auch mal angesehen und auch einiges davon in Gemeinschaft mit meinem Lehrer langsam durchgespielt und finde, daß sie sehr schön sind, was auch mein Lehrer bestätigte. Mögen sie Euch nun manche recht süße Stunden gewähren! — Ich muß schließen, da die Botenfrau schon wartet. Also Adieu, Du Gute!

Pauline Herold.

52. Dank für die Besorgung. Los des Habichts. Beliebtheit des Täubchens; Verzierung seiner Wohnung.

Reinthal, den 30. Mai 1856.

Vielen Dank, meine theure Pauline, daß Du uns die Noten so bald übersandt hast. Wir sind schon fleißig darüber aus gewesen, die Sonate von Diabelli einzuüben, und gewiß, es gewährt uns dies schon viel Vergnügen, das um so größer sein wird, wenn wir das Ganze erst gehörig inne haben und fertig spielen.

Der räuberische Habicht geht morgen seiner neuen Bestimmung entgegen. Ein junger Maler aus Braunschweig, der meinen Onkel mitunter besucht, bat sehr, ihm denselben zu überlassen. Da es wirklich ein schönes Thier in seiner Art ist, so wünscht ihn der Maler sich ausstopfen zu lassen. Mein Onkel hat ihm seine Bitte gewährt, und so wird der Taubenräuber morgen von hier abgeholt und ihm vielleicht noch manches Jahr die Ehre des sich Sehenlassens zu Theil wer-

den. — Das Täubchen dagegen macht sich durch sein zutrauliches, sanftes Wesen mit jedem Tage im Hause beliebter. Auch unsere Knaben halten viel davon und haben ihm sein Wohnhäuschen, das es freilich fast nur des Nachts benutzt, sehr niedlich geschmückt, — oben auf mit kleinen Tannenzweigen, an den Seiten mit Blumen und unten ringsum mit grünem Moose. Bei letzterem habe ich mich gewundert, als es die Jungen zu Haus brachten und ich es näher betrachtete, über die eigenthümliche Schönheit desselben. Diese ungemein zarten Blättchen am Stiele und dabei das herrliche Grün mit gar lieblicher Schattierung, gewährt wirklich einen reizenden Anblick, was mir früher nie so aufgefallen ist. Ich werde bei unsern Spaziergängen von jetzt an sorgfältiger auf dergleichen achten, da es mir immer viel Vergnügen gewährt, wenn ich Bemerkungen der Art mache. Ich schließe mit dem Wunsche, bald wieder einen Brief von Dir zu erhalten. Deine Antonie.

53. Das Moos. (Nach Roßmäßler.)

Wolfenbüttel, den 4. Juni 1856.

Dein zuletzt ausgesprochener Wunsch, theure Antonie, erfüllt sich. Du erhältst einen Brief, vielleicht früher, als Du glaubtest; nur befürchte ich, nach dem, was ich zu schreiben gedenke, daß er zu lang werden wird. Die Veranlassung dazu hast Du freilich selbst gegeben, und zwar durch die Bemerkung in Deinem letzten Briefe über das Moos. Es ist wahr, die Moose, so einfach und bescheiden sie gewöhnlich da stehen, sind oftmals von ausgezeichneter Schönheit. Man muß sie nur recht genau und aufmerksam betrachten. Was Du davon schreibst, habe ich auch schon daran bemerkt, und Du wirst Dich wundern, wenn Du nach einigen Wochen auch noch die niedlichen braunen Samenbüchschen an ihnen siehst, die auf einem äußerst feinen Stiele sitzen. Oben darauf befindet sich das Deckelchen, welches, wenn der Same reif ist, von selbst abspringt, wodurch die Mündung des Büchschens zum Vorschein kommt, die entweder schlicht oder mit einem Mundbesatz versehen ist. Dieser Mundbesatz besteht aus verschiedenartig gebildeten Zähnchen, und zwar aus einer einfachen, oder doppelten, oder gar dreifachen Reihe von Zähnchen, deren Zahl 4,

oder 8, oder 16, oder 32, oder gar 64 ist. — Erst kürzlich hatten wir die Beschreibung der Moose in der Naturgeschichtsstunde. Was mich davon besonders interessierte, will ich Dir hier mittheilen. — Die Moose sind keineswegs so unwichtig in der Natur, wie sie scheinen. Sie geben den Wurzeln mancher Gewächse Schutz gegen Sonne und Frost. In den Wäldern ist die Moosdecke gleichsam ein schützendes Kleid, das dem Waldboden seine Feuchtigkeit erhält. Den Moosen ist nämlich wegen ihres lockern Zellgewebes die Fähigkeit in höherm oder geringerm Grade eigen, daß sie eine Menge Wassers aufsaugen können. Unter solchem Moose findet man nun die unzähligen feinen Saugwürzelchen vieler Bäume verbreitet, die vermittelst des Mooses immer reichliche Nahrung empfangen und dadurch gedeihen. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist dies an Gebirgsabhängen, wo der fallende Regen in Gießbächen schnell herabströmen würde, aber gerade durch die Moosdecke aufgesogen und so dem Boden und den darauf befindlichen Bäumen erhalten wird. Und eben durch die moosreichen Waldungen werden die Gebirge auch zugleich die Geburtsstätten der Wasserquellen. Hier dient auch das Moos dem Wanderer als weiches Polster zum Ausruhn, — dem Vögelchen als Material zu seinem Neste, — Würmern, Insecten und andern Creaturen des Waldes, wie den zarten Keimen der Waldpflanzen und der Nordseite der Bäume — als schützende Hülle *). — Aber nicht nur in Wäldern findet man die Moose in reichlicher Menge, auch in weiten Sumpfgegenden, wo sie freilich die Versumpfung befördern, aber dabei zugleich oft große Torflager bilden, die uns anderseits wieder sehr nützlich werden. — Dann findet man das Moos in reicher Fülle auf mächtigen Felsblöcken, die auf dem Grunde der Gewässer ruhen und über die Oberfläche hervorragen, wie an den großen Wasserfällen des Rheins, des Orinoco, des Niagara und anderer Ströme, eben so in der Tiefe der Brunnen, an Quellen, in Felsenhöhlen, auf den Gebirgen, wo dann die Moos-

*) In Gärten freilich an Obstbäumen duldet man das Moos nicht, da es manchen den Obstbäumen schädlichen Insecten Schutz gewährt und dadurch ihre Vermehrung begünstigt.

welt in Wahrheit zum Kleide der Natur wird. Die Moose sind hier gleichsam die letzten Bürger des Gewächsreiches. Aber in noch höherm Grade ist dies der Fall in den Polargegenden. Ohne die Moose würden die dortigen Fluren um so traurigere Wüsten sein. In den Gegenden des Eismeeres sind die ungeheuren Ebenen fast nur ein zusammenhängender Morast, mit dichten Polstern von Torfmoosen und weißen Rennthierflechten überkleidet. Hier ist die Mooswelt in Wahrheit das Kleid der Erde. Das scheint selbst der Eskimo zu fühlen; denn auch er ahmt seine heimische Natur darin nach und gebraucht die Polster der Torfmoose als Kleidung, und sein Weib wickelt den Säugling in solchen wärmenden Pflanzenflaum. Auch der Lappländer schneidet geschickt mit dem Messer zwei gleichlange große Rasenstücke von Widerthonmoosen aus der Erde, legt den einen Rasen mit dem Moose nach oben, den andern mit der Moosseite darauf, und so hat er einen weichen Pfühl und ein gleiches warmes Deckbett, das überdies noch das Herannahen lästiger Insecten verhindert. Und wenn in manchen Gegenden auf Brachfeldern nur linienhohes, in Sumpfgegenden 1– 2 Fuß hohes Moos den Boden überzieht, so bildet auf den Anden in Peru das baumartige Schildmoos förmliche Mooswälder, die einen herrlichen Anblick gewähren. — Endlich ist das isländische Moos, das eigentlich zu den Flechten gehört, ein wirksames Heilmittel für Brustkranke. Ohne diese unter dem Schnee den Erdboden überziehende Flechte würden aber auch die Bewohner der Nordländer die ihnen unentbehrlichen Rennthierherden nicht zu erhalten im Stande sein. Manche Flechten dienen ihnen sogar zur Speise, da sie wesentlich aus einer schleimigen, sehr nahrhaften Galerte bestehen und als Mehl zu Brot verbacken oder auf sonstige Weise genossen werden.

„Endlich!“ — wirst Du denken, — „habe ich doch das Ende erreicht!“ — Doch ich konnte mich nicht überwinden, liebe Antonie, manches mir so interessant Scheinende hier wegzulassen. Möchtest Du es nicht ganz ohne Interesse gelesen haben.

Deine Pauline.

54. Der Bernstein.

Reinthal, den 13. Juni 1856.

Sei unbesorgt, meine geliebte Pauline, wegen der Länge Deines Briefes; derselbe hat mir eine sehr angenehme Unterhaltung und Belehrung gewährt. Ich danke Dir herzlich dafür.

Der junge Maler, der den Habicht zum Ausstopfen erhielt, hat meinem Onkel vor einigen Tagen zum Danke für die Abtretung des Vogels ein ziemlich großes Stück Bernstein seltener Art gesandt. Derselbe ist hellgelb, äußerst klar und durchsichtig, und enthält an verschiedenen Stellen eingeschlossene Insecten, nämlich: zwei Ameisen, einen kleinen Käfer, eine Spinne und eine Mücke, außerdem noch zwei Moosstielchen. Der Onkel freute sich sehr über die Naturseltenheit und zeigte sie uns mit großem Interesse; aber dennoch trug er anfangs Bedenken, dieselbe anzunehmen. Allein der junge Maler bat in einem zugleich mitgesandten Briefe sehr artig, doch das Bernsteinstück von ihm anzunehmen, er selbst besitze noch ein ähnliches; beide aber habe er von einem Verwandten aus Königsberg als Geschenk erhalten. So behielt es denn mein Onkel, der ein großer Freund von solchen Naturseltenheiten ist, und meinte, er wolle sehen, daß er dem jungen freundlichen Manne gelegentlich auf irgend eine Art sich dankbar dafür beweise. Nachdem wir das seltene Stück längere Zeit betrachtet und unsere Bemerkungen darüber einander mitgetheilt hatten, wurde noch verschiedenes über den Bernstein und dessen Gewinnung gesprochen, wovon ich hier einiges niederzuschreiben mir nicht versagen kann. — Das merkwürdige Naturproduct ist, wie man allgemein annimmt, ein durch den langen Aufenthalt in der Erde und unter dem Wasser verändertes Baumharz von den Bäumen der Vorwelt, die bei großen Naturumwälzungen von der Erde verschlungen wurden, deren Geschlecht aber längst ausgegangen ist. Die Erscheinung, daß sich zuweilen Insecten, oft unbekannter Art, wie auch Pflanzentheilchen, im Bernstein eingeschlossen finden, bestätigt diese Meinung. Gegenwärtig hat man den Bernstein in den Braunkohlenlagern Frankreichs, der Niederlande, Grönlands, ferner in Schweden, Italien, auf Sicilien und in Spanien, selbst in China und Hinterindien gefunden. Auch

die Nordseeküste liefert einen jährlichen Ertrag von etwa 3000 Pfund. Aber die reichste Quelle desselben ist doch immer die Ostsee, — theils der aufgeschwemmte Boden ihrer Küstenländer, theils das Meer selbst, dessen sturmerregte Wellen ihn an das Ufer werfen und theilweise in seinem Sande begraben. Den größten Reichthum findet man hier an der preußischen Küste zwischen dem Kurischen und Frischen Haff. In der Nähe von Königsberg ist die Bernsteingewinnung für eine jährliche Summe von 10,000 Thalern an einen Privatmann verpachtet, und obgleich die Kosten der Gewinnung eine gleiche Summe betragen, so stellt sich das Unternehmen dennoch lohnend heraus. — Nach starken Stürmen begeben sich die Bernsteinsammler ans Meer, und mit weiten Netzen, die an 20—24 Fuß langen Stangen befestigt sind, gehen sie bis an die Brust ins Wasser und fischen so die umherschwimmenden Bernsteinstücke heraus. Dann gräbt man auch in manchen vom Meere nicht weit entfernten Gegenden Bernstein, oft in bedeutender Menge, aus der Erde.

Die glasähnliche Durchsichtigkeit, verbunden mit heller Färbung und einer Härte, die ihn politurfähig macht, giebt dem Bernstein seinen hohen Werth. Weit und breit wird er verarbeitet und verkauft. Eine ganz besondere Vorliebe aber hat man für ihn im Orient. Eine große Pfeifenspitze aus Bernstein ohne Flecken und Adern wird in der Türkei mit 40—100 Thalern bezahlt. Außerdem gebrauchen die Orientalen den Bernstein auch als Räuchermittel, sowohl bei ihren Gottesdiensten, als bei ihren Gastmählern. Übrigens verarbeitet man dieses merkwürdige Product hauptsächlich in Königsberg, Danzig, Stolpe u. s. w. zu allerlei Kostbarkeiten, als: Schmuckkästchen, Dosen, Flöten, Riechfläschchen, Pfeifenspitzen, Rosenkränzen, Crucifixen, Korallen zu Damenhalsbändern, Ohrgehängen, Knöpfen, Spielmarken, Steinen fürs Damenbrett, Figuren zu Schachspielen u. s. w., wobei man auch versteht, ihn verschiedenartig zu färben. — Ferner dient er zur Gewinnung der Bernsteinsäure, des Bernsteinöls und zu Lackfirnissen.

Der Werth des Bernsteins richtet sich, wie der des Diamanten, nach der Größe des Stückes. Ein Stück von

einem Pfunde kostet in Hamburg oder Leipzig 48—60 ₰; sind's 5 Stücke, die zusammen ein Pfund ausmachen, so beträgt ihr Werth etwa 22—28 ₰; 10 Stücke auf ein Pfund kosten 14—18 ₰; 50 Stücke aufs Pfund, 4—5 ₰. — Das größte bis jetzt aufgefundene Stück Bernstein ist 13¾ Zoll lang, 8½ Zoll breit, und an der einen Seite beinahe 6 Zoll, an der andern 3½ Zoll dick. Es wiegt über 13 Pfund und befindet sich im Mineralienkabinette zu Berlin. Der Finder erhielt den gesetzlichen zehnten Theil des Schätzungswerthes, nämlich 1000 Thaler.

Solltest Du, meine gute Pauline, nun noch einige Bedenklichkeiten wegen der eingeschlichenen Länge Deines Moos enthaltenden, aber keineswegs bemoosten Briefes haben, so kannst Du jetzt darüber völlig ruhig sein, da auch der meinige an dem Mangel leidet, der im Überflusse seinen Grund hat, und darum Deiner Geduld nicht weniger zugesetzt haben wird, als Dein mir so interessanter Brief — nach Deiner Meinung — der meinigen. Wir sind also jetzt einander quitt, — meine Herzens-Pauline nämlich und ihre

treue Freundin Antonie.

55. Werth des Diamanten. — Bestellung für die Haushaltung.

Wolfenbüttel, den 20. Juni 1856.

Ja, meine beste Antonie, wir sind einander quitt, das gestehe ich Dir zu, aber — doch nicht ganz, denn ich habe Dir nur das unscheinbare und in nicht besonderem Werthe stehende Moos gegeben, Du mir aber den köstlichen Bernstein. Darum muß ich noch eine Kleinigkeit hinzufügen, deren Du selbst in Deinem Briefe erwähnst, nämlich ein Stückchen vom Diamanten, was in einer kleinen Mittheilung über den Werth desselben bestehen möge. Der Werth der Diamanten bestimmt sich, wie Du auch schon erwähnt hast, nach der Größe, dann auch nach der natürlichen Reinheit und künstlichen Form. Die vollkommen wasserhellen heißen — vom ersten Wasser; wenn einige Flecken oder Federn sich darin zeigen, — vom zweiten Wasser; wenn sie überhaupt trüb oder dunkler gefärbt sind, — vom dritten Wasser. Nächst den farb-

losen sind die rosafarbenen am höchsten im Preise. Rohe Diamanten von 1 Karat bezahlt man mit 12—14 Thalern, geschliffen mit 50—60 ℔. Bei größern Diamanten steigt dieser Preis nach den Quadraten des Gewichts, so daß ein Brillant von 3 Karat schon 3 mal 3, also 9 mal 50—60 ℔, oder 450—540 ℔ kostet. In noch größerm Verhältniß steigt der Preis von Steinen über 10 Karat, so daß Diamanten von ½ Loth Gewicht schon zu den außerordentlichen Kostbarkeiten gehören. Einer der größten bisher gefundenen ist der des Rajah Mantun auf Borneo. Er ist von eiförmiger Gestalt und wiegt 367 Karat, also über 5 Loth, und ist dabei von erstem Wasser. Der größte Diamant in Europa ist gegenwärtig der „Lichtberg" der Königin von England, welcher ungeschliffen über 10 Loth enthielt, geschliffen noch gegen 4 Loth schwer ist. Einer der schönsten Diamanten ziert die Spitze des russischen Scepters; er ist fast kugelig und völlig rein, 194¾ Karat schwer und aus Indien stammend. Ein Diamant im französischen Kronschatze, 163 Karat enthaltend, soll als Brillant vom ersten Wasser einen Werth von 3,000,000 Thalern haben. Der größte Diamant im östreichischen Schatze wiegt 139½ Karat und ist von erstem Wasser, aber von gelblicher Farbe.

Nicht wahr, liebe Antonie, Kostbarkeiten so überaus theurer und seltener Art werden wir wohl nie zu Gesicht, geschweige denn in Besitz bekommen; aber dennoch ists ganz angenehm, wenn man wenigstens etwas darüber weiß.

Von diesen seltenen und kostbaren Luxusartikeln komme ich jetzt plötzlich auf etwas, wenn auch höchst Nützliches, doch Alltägliches und Gewöhnliches, und reiße Dich so gleichsam mit herab aus den höchsten Regionen in die Tiefe, was Du mir aber, wie ich weiß, weiter nicht verübelst. Ich ersuche Dich nämlich, für meine Mutter auf dem dortigen Gute 12 ℔ frische Butter und 10—12 ℔ Karpfen zu bestellen. Du brauchst nur dem Verwalter Heim davon zu sagen, dann sorgt er schon dafür, daß wir das Gewünschte erhalten. Die Karpfen sollen am Dienstage ihre Dienste thun, wo wir wegen der Anwesenheit meines Onkels Ernst aus Bremen Gesellschaft haben. Vor diesem Tage müßten wir also das Verlangte erhalten; Du wirst auch dieses bei der Bestellung dem genannten Herrn

mit bemerken. Dich herzlich grüßend und um einen freundlichen Gruß an Luise bittend, Deine Pauline.

56. Verständigung der Bienen unter einander.

Reinthal, den 27. Juni 1856.

Liebe Pauline!

Hoffentlich wird das Verlangte rechtzeitig bei Euch eingetroffen sein, denn der Verwalter, der ein äußerst pünktlicher und gewissenhafter Mann ist, sagte mir, ich möchte ganz unbesorgt sein, die Frau Doctorin solle ganz nach Wunsche befriedigt werden. Darauf habe ich mich bei Entledigung des Auftrags verlassen.

Gestern hatten Luise und ich eine Bestellung wegen Honig bei einem Leinweber hier im Dorfe zu machen, der einen bedeutenden Bienenstand hat und als ein ausgezeichneter Bienenwirt hier und in der Umgegend bekannt ist. Der Mann empfing uns sehr freundlich, und nachdem wir unsere Bestellung ausgerichtet hatten, fragte er, ob wir Vergnügen fänden, seine Bienen mal anzusehen. Wir sagten ihm, daß uns das allerdings Vergnügen machen würde, wenn nicht zu befürchten sei, daß sich die Bienen gegen uns feindselig benähmen. Er versicherte uns, ohne Sorge deshalb sein zu können, er werde schon die nöthigen Vorkehrungen dagegen treffen. Und so geschah es. Eben so, wie wir, Du und ich, im vorigen Jahre zu Amsdorf dem Treiben der Bienen ruhig zusehen konnten, konnten Luise und ich es auch hier. Und mit Vergnügen sahen wir das unaufhörlich geschäftige Leben der kleinen fleißigen Baukünstler, ihre Zellen, ihre Waben, stellenweis auch die netten Gänge, das Ankommen der mit Blumenstaub Beladenen, die Geschäftigkeit der ihnen Abnehmenden, — kurz, das höchst interessante Leben und Treiben der kleinen Thierchen, wie wir es auch dort schon sahen. Der Mann war dabei sehr gesprächig und erzählte uns manches von seinen Beobachtungen, die er in den langen Jahren seiner Bienenzucht gemacht hatte, und wodurch das, was wir über die Lebensweise der Bienen, über ihre Einsammlungen, ihren Zellenbau, ihre Königin, ihre Auferziehung, ihre Vertheidigung des Stockes bei feindlichen Angriffen u. s. w. wußten, bestätigt

wurde. Höchst merkwürdig sei es, meinte er, daß die Bienen sich einander so leicht verständlich machen könnten; „aber" — setzte er hinzu, — „sie haben auch gar feine Sprachorgane: das sind ihre Fühlhörner. Wollen sie einander etwas mittheilen, so berühren sie sich gegenseitig damit. Kommt irgend ein fremdes Thier in den Stock, so theilt eine Biene es der andern durch die Fühler mit, und bald ist der ganze Staat in Aufregung. Ist ihnen die Königin genommen oder verunglückt, so theilen sie es einander mit, indem sie die Fühlhörner kreuzweis über einander legen und damit um sich schlagen. Jede Biene versteht dies Zeichen und achtet sofort darauf, und alsbald tritt ein allgemeines Suchen und zugleich eine große Verwirrung im Stocke ein, wobei alle noch so emsigen Arbeiten augenblicklich eingestellt werden. Der Staat ist aufgelöst, da die Beherrscherin fehlt. — Sind einer Bienenkönigin die Fühlhörner genommen, so entsteht ebenfalls Unordnung und Verwirrung unter ihrem Volke, da sie sich demselben nicht mehr verständlich machen und also auch nicht mehr herrschen kann. — Durch Berühren mit den Fühlhörnern bringen die einzelnen Bienen ihrer Königin ihre Huldigung dar, und die Königin lobt auf ähnliche Weise die fleißigen Arbeiter. Durch die Fühlhörner verständigen sich die Bienen unter einander, sowohl im einzelnen wie im ganzen; sind ihnen dieselben genommen, so sind sie zu ihrem Berufe untüchtig, ja sie vermögen, wie Versuche bestätigt haben, nicht einmal den gewohnten Weg in ihren Stock zu finden, da die Fühler zugleich ihre Tastungsorgane sind. — Nur wenn die Königin das Volk zum Abzuge ruft, wenn also ein Schwarm sich zum Verlassen des Stockes rüsten soll, dann hat sie ein außergewöhnliches Mittel, dies kund zu thun: Sie giebt einen eigenthümlich tütenden Ton von sich, der einige Schritte weit vernehmbar ist. Einem emsigen Bienenbeobachter gelang es, die Königin in einem gläsernen Stocke beim Tüten zu belauschen. Sie klammerte sich mit den Füßen an eine Wachstafel, drückte die Brust auf und preßte, wie es schien, die Luft mit Gewalt aus den Luftlöchern hervor, und gar deutlich hörte der Beobachter das: tüt, tüt, tüt! — worauf sofort ein regeres Leben unter dem Volke entstand: viele liefen auf und

ab, wenige nur arbeiteten noch; endlich hielt mit einem eigenthümlichen Summen die Schaar ihren Auszug. An einem Busch, wo die Königin sich setzte, umschwärmte sie der ganze Zug und ballte sich dann um sie zu einem lebendigen Klumpen, den der Bienenwirt alsbald mit etwas Wasser bespritzte, worauf er sich noch dichter zusammenzog, und ihn dann sanft vermittelst eines Federfittigs in einen inwendig mit etwas Honig bestrichenen Korb kehrte und auf seinen künftigen Platz setzte."

Wir fanden an solchen Mittheilungen des freundlichen Mannes viel Vergnügen und wunderten uns, daß er bei aller Einfachheit und Schlichtheit doch ein so feiner Beobachter der Natur war. Wir dankten ihm für seine Gefälligkeit und begaben uns vergnügt nach Hause.

Ich schließe damit und grüße Dich freundlichst, zugleich im Namen der guten Luise. Deine Antonie.

57. Verständigung der Ameisen unter einander.

Wolfenbüttel, den 4. Juli 1856.

Liebe Antonie!

Die Verständigung der Bienen unter einander vermittelst der Fühlhörner, über die Du mir auffallende Erscheinungen mitgetheilt hast, ist sehr merkwürdig. Aber auch unter andern Insecten, wenn schon nicht unter allen in gleichem Grade, findet etwas Ähnliches statt. Ist z. B. eine Ameise in Noth, so giebt sie, wo möglich, der ihr zunächst befindlichen Schwester ein Zeichen mit den Fühlhörnern; dieses Zeichen pflanzt sich alsbald unter den andern fort, und nicht lange, so eilen der erstern mehrere zu Hülfe. Auf gleiche Weise ruft die Ameise einige ihrer Kameraden herbei, wenn sie irgend eine Beute gefunden hat, die sie nicht allein fortzuschaffen vermag, und willig helfen die andern. Hat eine Ameise irgendwo etwas zu verspeisen entdeckt, das sie nicht allein bewältigen kann, so eilt sie heim, und kehrt bald, gefolgt von andern, zum Schmause zurück. Der berühmte Franklin setzte einst einen Topf mit Sirup in ein Zimmer, in welchem sich Ameisen befanden. Diese hatten den Topf bald entdeckt und machten demselben gar häufige und anhaltende Besuche. Franklin aber vertrieb sie davon, und hing nun den Topf, um die Besuche den lüster-

nen Gästen unmöglich zu machen, an einem Bande an die Decke des Zimmers. Doch eine Ameise war dabei an dem Topfe zurückgeblieben, was Franklin zufällig bemerkte und deshalb, ihren Bewegungen folgend, stehen blieb. Sie suchte das Band zu erreichen, lief an demselben empor, und fand, nach einigen Hin- und Herzügen an der Decke, die Wand, und an derselben herab glücklich zu ihrem Bau. Bald darauf aber kehrte sie zurück und ihr nach folgte eine bedeutende Anzahl ihrer Kameradinnen. Die Anführerin eilte ohne langes Suchen, da sie ihren betretenen Weg am hinterbliebenen Geruche wieder erkannte, spornstreichs zur Decke hinauf, an derselben zum Bande hin, am Bande hinunter und so — glücklich zum lockenden Sirupstopfe, und ihre Gäste folgten ihr sämmtlich auf dem Fuße nach und ließen sich aufs neue die süße Speise wohl schmecken.

So vermögen also diese Thierchen, da ihnen die Stimme fehlt, durch die ihnen eigenthümliche Gebärdensprache sich einander verständlich zu machen. In noch auffallenderer Weise soll dies bei den Termiten in Afrika der Fall sein. Die Erscheinung an sich bleibt aber immer eine höchst merkwürdige.

Ich schließe damit für heute, indem ich zugleich für die mir und Luisen gewordenen freundlichen Grüße danke, und dieselben, zugleich in ihrem Namen hiermit auf das herzlichste erwiedere. Deine Freundin Pauline.

58. Flachsbau in Belgien. Spitzengarnbereitung.

Reinthal, den 11. Juli 1856.

Liebste Pauline!

Mein Aufenthalt hier wird nur noch von kurzer Dauer sein, da ich mich so wohl und kräftig fühle, daß der Zweck meines Aufenthalts hier vollkommen erreicht scheint. Noch recht fleißig benutze ich daher diese Zeit zu Spaziergängen mit Luise ins Freie. Gestern begleitete uns auch ihr Vater und vermehrte unser Vergnügen durch unterhaltende Gespräche. Wir kamen an einigen Flachsfeldern vorbei, auf denen der Flachs sich in voller Blüthe befand. Gar lange standen wir und ergötzten uns an dem herrlichen Grün des Flachses und an dem lieblichen Anblicke seiner blauen Blüthen. Wir äußerten da-

bei, daß man den Flachs weit und breit in der Umgegend wohl schwerlich schöner und besser finden würde, als auf dem einen vor uns liegenden Feldstücke. Der Meinung war auch Luisens Vater, indem er hinzufügte: „In hiesiger Gegend wohl schwerlich, aber in Belgien, namentlich in der Provinz Hennegau, und im nördlichen Frankreich, da würdet ihr ihn doch noch ein bedeutendes schöner finden.“ Und als wir unsere Verwunderung darüber äußerten, sagte er: „Jener Flachs, den ich meine, hat auch eine ganz eigenthümliche Bestimmung; er wird nämlich mit der größten Sorgfalt gebaut, um später zu feinen Spitzen verarbeitet zu werden. Das ganze Flachsfeld wird zu dem Ende mit einem Netze von Geländern versehen, die etwa einen Fuß hoch und 12—18 Zoll von einander entfernt, aus schwachem Stangenholz gemacht sind. Inmitten dieser Geländer werden noch eine Menge vieläſtiger Reiser schief in den Boden gesteckt, und zwischen diesen wächst der Flachs empor. Der so gewonnene Flachs wird mit ganz außerordentlicher Vorsicht und Sorgfalt sortiert und geröstet, dann, nur geklopft und nicht gehechelt, in den Handel gebracht. Die Spinnerin, welche ihn empfängt, hechelt ihn ebenfalls nicht, sondern, indem sie kleine Partien davon mit der linken Hand frei in der Luft hält, bürstet sie ihn mittelst einer eigenen runden Bürste sanft und sorgfältig durch, bis sie überzeugt ist, daß die Flachsfasern möglichst klein getheilt sind. Das Spinnen geschieht auf dem einfachen brabanter Spinnrade, an welchem der Rocken nicht aufwärts steht, sondern in einer passenden Höhe horizontal liegt und nur aus einem einfachen hölzernen Stabe besteht. An diesem Stabe werden die Flachsfasern der Länge nach aufgeschichtet, gebürstet und an beiden Enden mit Bändern locker befestigt. Die Spinnerin nimmt dann eine Flachsfaser nach der andern, um sie gleichsam für sich allein zu verspinnen, und um dies zu bewerkstelligen, ist zwischen dem Flachse und dem Flachsstabe ein Streifen dunkelblaues Papier angebracht, so daß die Spinnerin auf dem dunkeln Hintergrunde die einzelnen Flachsfasern sehen und herausziehen kann. Diese Feinspinnerei ist äußerst schwierig und kostspielig. Ungemein viel kommt dabei auf die Geschicklichkeit und Emsigkeit der Spinnerin an, aber dennoch bleibt der Erfolg

wesentlich von der Güte des Flachses abhängig. Die Spinnerinnen, welche auf dem Lande zerstreut wohnen, werden bei ihrer Arbeit öfters von einer Aufseherin besucht. Das gesponnene Garn wird dem Fabrikanten eingeliefert, welcher dessen Feinheit bei einem gewissen Grade der Trockenheit durch das Gewicht bestimmt und die Strähnchen hiernach sortiert. So geht das Garn als Handelsartikel in die Hände des Spitzenzwirnfabrikanten über. Dieser wiederholt die Sortierung mit doppelter Genauigkeit und läßt das Gleiche zwirnen. Der Spitzenzwirn besteht immer nur aus zwei Fäden und wird auf Zwirnmaschinen gemacht, die hundert Spulen und darüber haben. Hierauf kommt der Zwirn zur Bleiche, wo wieder die größte Sorgfalt auf ihn verwendet wird. Der gebleichte Zwirn wird nun ebenfalls sortiert und nach der größeren oder geringern Feinheit in mehrere Nummern vertheilt. Das Pfund des feinsten solches Zwirnes wird mit mehr als 1200 Gulden rheinisch (666⅔ ℳ) bezahlt. In einem sehr hohen Preise stand der feinste Zwirn im Jahre 1822, wo man für die Unze 120 Gulden, also für das Pfund 1920 Gulden (= 1066⅔ ℳ) zahlte. Der Spitzenfabrikant giebt den theuern Zwirn in genau abgewogenen Quantitäten seinen Spitzenmacherinnen, die dann die Spitzen in ihrer Wohnung mit unglaublicher Sorgfalt und Sauberkeit daraus bereiten, wobei sie oft mehr als 400 bis 500 Klöppelhölzer, je nach dem bestimmten Muster, anwenden, und in einer Woche oft kaum eine Elle zu Stande bringen. Die gefertigten Arbeiten sammt den Zwirn-Überresten und Abgängen werden später dem Fabrikanten gewissenhaft wieder eingeliefert. — Die Preise der Brüsseler Spitzen sind, wie die Spitzen selbst, sehr verschieden, doch oft ins unglaubliche hoch. Ein Schleier aus solchen theuren Spitzen kostet viele Tausende von Thalern. Die hohe Dame aber, welche ihn trägt, erscheint dahinter, hauptsächlich bei abendlicher Beleuchtung, wie ein Engel im Lichtgewölk, zumal, wenn es ihr an eigener Schönheit nicht mangelt. — Die Verfertigung der Spitzen beschäftigt allein in und um Brüssel an 10,000 Menschen."

Nachdem mein Onkel seine interessante Mittheilung beendigt hatte, forderte er Luisen auf, mir über die Verarbeitung des Flachses in hiesiger Gegend das Hauptsächlichste mit-

zutheilen. Allein da mir dieselbe von meinem Aufenthalte zu Lenzdorf noch hinreichend bekannt war, so unterblieb die Beschreibung. — Doch ist es Zeit, daß ich aufhöre zu schreiben. Also Adieu, meine beste Pauline! Deine Antonie.

59. Beginn des Seidenbaues in Europa.

Wolfenbüttel, den 18. Juli 1856.

Meine gute Antonie!

Eben so wie die frühern Mittheilungen Deines lieben Onkels, hat mir auch die letzte viel Vergnügen und Belehrung gewährt. Merkwürdig, daß durch menschliche Kunst ein einfaches Naturproduct zu einer solchen Höhe des Werthes emporgebracht werden kann, wie es beim Flachse der Fall ist; wie man's aber auch sieht beim Eisen, wenn es als feinster Stahl zu Uhrfedern oder Damascenerklingen verarbeitet wird; eben so beim Holze, wenn für einzelne daraus gefertigte Cremonenser Geigen von reichen Kunstliebhabern unglaublich hohe Summen, oft sogar vergeblich, geboten werden; ja selbst beim Kiesel, wenn er als gegossener Spiegel die Prachtzimmer der Fürsten schmückt. Daß aber bei der Spitzenfabrikation sogar die kostbare Seide dem weit geringern Flachse nachstehen muß, ist eben so merkwürdig; denn die feinen Spitzen aus Flachszwirn sollen weit schöner und auch weit theurer sein, als die aus Seide — aus Seide, die einst dem Golde gleich geachtet wurde, wovon also das Pfund seiner Zeit mit mehr als 400 Thalern bezahlt werden mußte. Indem ich dies schreibe, fällt mir eine ganz niedliche Anekdote ein, die den einstigen hohen Werth der Seide so recht anschaulich zeigt und ein Begebniß mittheilt, durch welches der damaligen großen Seidennoth bald gründlich abgeholfen wurde.

Justinian, der mächtige Beherrscher des morgenländischen Kaiserthumes, saß an einem Sommertage des Jahres 560 in seinem Arbeitszimmer, als Theodora, seine Gemahlin, hereintrat und über die unausstehliche Hitze klagte. Dabei bat sie ihren Gemahl, ihr doch leichtere Kleider zu verschaffen, da die alltäglichen baumwollenen Kleider gar zu viel Wärme enthielten. Der Kaiser stimmte seiner Gemahlin in der Klage über die Hitze bei, doch bedauerte er, daß die leichten und kühlen

Seidenkleider in einem gar zu hohen Preise ständen, „denn bedenke, liebe Theodora," sagte er, „die Seide steht mit dem Golde in gleichem Werthe, und ist jetzt um so seltener, da seit dem Kriege mit Persien der kostbare Stoff von dort uns nicht mehr zugeführt wird." — Da erschien ein kaiserlicher Diener und meldete: es seien zwei Mönche draußen und bäten den Kaiser um Eintritt. Justinian gebot, sie hereinzuführen, und beide erschienen, als Pilger gekleidet, in den Händen die Pilgerstäbe haltend, an der Seite die Pilgertasche, die Hüte mit Muscheln geziert. Der Kaiser nöthigte sie freundlich, näher zu kommen und ihr Anliegen getrost vorzubringen. Die Pilger traten näher und der älteste von ihnen hob an: „Weit aus China her sind wir gekommen, mancherlei des Merkwürdigen haben wir gesehen und erlebt; aber das Merkwürdigste von allen ist enthalten in diesen unsern Wanderstäben. Nur, in ihnen verborgen, vermochten wir's aus dem fernen Lande, vor den spähenden Blicken des Volkes geschützt, mit heimzubringen. Möge der mächtige Herrscher uns nun gestatten, den Inhalt unserer Stäbe vor seinen kaiserlichen Blicken offen darzulegen." — Der Kaiser ermunterte sie, nur dreist nach ihrem Begehr zu thun. Und sie öffneten die Stäbe und schütteten auf ein ausgebreitetes Tuch eine Menge winzigkleiner Kügelchen von bläulichgrauer Farbe. Der Kaiser fragte erstaunt: was für eine Bewandtniß es mit diesen Körnchen habe? — Der älteste Pilger antwortete: „Es sind die Eier desjenigen Thieres, von dem die kostbare S e i d e gewonnen wird." Und er erzählte nun zum größten Erstaunen des kaiserlichen Paares, wie im fernen China die unscheinbare Raupe eines weißlichen Nachtschmetterlings ohne alle Beihülfe binnen zwei bis drei Tagen sich mit einem Gespinst von Seide umhülle, das aus einem einzigen feinen Faden von 500 bis 600 Ellen Länge bestehe, und wie eben diese Raupe aus solchen Eiern entstehe und sich von den Blättern des weißen Maulbeerbaumes ernähre. — Die Freude des Kaisers und seiner Gemahlin über die so unerwartete Kunde war überaus groß. Sie beschenkten die Pilger reichlich, und der Kaiser ließ nun in einem freundlich gelegenen Thale, das durch seinen Reichthum an Maulbeerbäumen hinreichende Nahrung für die Seidenraupen ver-

hieß, eine Anstalt zur förmlichen Zucht dieser Thiere errichten. Verschwiegene Leute mußten unter Anleitung der beiden Mönche die dabei nöthigen Arbeiten besorgen, und bald erfreute man sich des glücklichen Gedeihens der Anstalt. Bald aber blüheten in Griechenland auch verschiedene Seidenwebereien, und die kostbaren Seidenzeuge kamen nun allmählich mehr in Gebrauch. Im 12. Jahrhundert ging der Seidenbau nach Italien über, und von hier aus verbreitete er sich in die übrigen Länder Europa's.

Meine Anekdote hat mir doch ihre Gränzen etwas überschritten. Nun, ich vertraue auf Deine Nachsicht und lasse sie, wie sie nun einmal ist. Aber einen herzlichen Gruß sende ich Dir noch obendrein. Den nächsten Brief von Dir empfängt vielleicht aus den Händen Deines lieben Vaters

Deine
Dich liebende Pauline.

60. Schlußbrief.

Reinthal, den 24. Juli 1856.

Du hast wahr gesprochen, meine theure Pauline: mein guter Vater übergiebt Dir diesen Brief. Er ist hier, um sich von meinem Gesundheitszustande zu überzeugen, und da er denselben sehr befriedigend findet, so hat er bestimmt, daß ich am 1. August wieder zurückkommen soll nach Wolfenbüttel. Auf meine Bitte und auf den Wunsch Luisens und ihrer Eltern wird mein Vater Deine Eltern ersuchen, daß sie Dir erlauben, am nächsten Sonnabend (26. Juli), wo die hiesige Amtmannin Wohlleben von Wolfenbüttel wieder zurückfährt, mit derselben hierher zu kommen, damit Du auch mal einige Tage in unserm Kreise sein mögest. Gemeinschaftlich reisen wir dann und zwar in Luisens Begleitung am 1. August nach unserer Heimat zurück. Wie sehr ich mich auf Deine nahe Ankunft und auf unser gemeinschaftliches Hiersein freue, vermag ich mit Worten nicht auszusprechen. Schon übermorgen also bist Du, Theure, in den Armen Deiner

Dich sehnlich erwartenden
Antonie.

Dritte Abtheilung.

Umschreibung der in der Beigabe enthaltenen Gedichte.

(Siehe hierbei die Nachweisungen im Inhaltsverzeichnisse.)

---

1. Der Schwan und die Krähen.

Ein Schwan ruderte in seiner Unschuld auf der Fläche eines stillen Sees. Nie war es ihm in den Sinn gekommen, auf sein Gefieder, das in blendend weißer Farbe prangte, stolz zu sein. Unbekannt mit seinem eigenen Werthe, glitt er dahin, und bestrebte sich nur, sein schönes Kleid rein zu erhalten.

Jetzt kam eine Schaar schwarzer Krähen dahergeflogen. Sie sahen ihn in seinem Schmucke und ihr eigenes schwarzes Kleid dünkte ihnen häßlich gegen das reizende weiße des Schwanes. Und voll Neid und Bosheit krächzten sie herab: „Was fällt dieser dummen Gans doch ein, daß sie immer so geputzt einherstolziert! — Denkt er denn, Herr Gänserich, er darf uns trotzen? — Warte er nur, er dummer Geck, wir wollen ihn putzen, er soll für immer geputzt sein und an uns denken!"

So höhnten sie den armen Schwan. Dann eilten sie hin und füllten ihre Schnäbel mit Koth. Und von oben herab schleuderten sie nun alle ihre schmutzige Ladung auf den ruhigen Schwan. Voll hämischer Freude sahen sie ihn über und über beschmutzt, und eine rief spottend ihm zu: „Nicht wahr, Herr Gänserich, wir können doch schön vergolden!"

Mit einem Blicke voll Mitleid und Verachtung schaute der Schwan zu ihnen empor und sprach: „Besudelt habt ihr nur euch selbst durch eure Tücke, das thut mir leid; übrigens hat's weiter nichts auf sich, was ihr mir gethan habt." — So sprach das edle Thier und tauchte unter im klaren Wasser des Sees, und fast weißer noch als vorher kam er wieder empor aus der Tiefe. — Die Krähen hätten vor Ärger platzen mögen bei diesem Anblicke.

2. Der edelmüthige Fleischer.

Ein Fleischer (in Kassel), Namens Schnell, ging eines Tages über Feld, um Vieh einzukaufen. Schon nach wenig Stunden hatte er die Thürme der Stadt aus dem Gesichte verloren. Sein Weg führte ihn jetzt durch einen Wald. Nicht lange, da stand ein Mann vor ihm mit einem Knotenstocke in der Hand, im Blicke aber mehr tiefen Gram als Bosheit ausdrückend. Bescheiden bat er den Fleischer um ein kleines Almosen, indem er darauf hinwies, daß Gott es lohnen würde. Schnell wandte sich zur Seite, vielleicht, um die volle Geldbörse nicht sehen zu lassen, und nahm ein Silberstück daraus hervor. Aber in dem Augenblicke empfängt er von dem Unholde einen so heftigen Schlag über den Kopf, daß er davon zu Boden stürzt. Da lag er nun besinnungslos, und der Mörder säumte nicht, sein Raubwerk zu vollenden. Aber wüthend stürzen sich jetzt auf ihn die beiden Hunde des Niedergeschlagenen, zerfleischen ihn schrecklich und zerren ihn hin bis zum nahem Sumpfe. Dann eilen sie zurück zu ihrem Herrn, der noch bewußtlos da liegt; sie beriechen ihn und belecken ihm das Gesicht und die Hände, um ihn dadurch wieder in das Bewußtsein zurückzubringen. Und siehe! er erwacht und erhebt sich wieder. Sein Mörder ist verschwunden, aber sein Geld ist ihm geblieben, und seine Hunde stehen freudig wedelnd an seiner Seite; und da er weder eine Beule noch eine Wunde an sich bemerkt, so wandert er getrost seines Weges weiter. Aber plötzlich hört er ein klägliches Wimmern in seiner Nähe. Er wendet sich der Gegend zu, woher der Klagelaut kommt, und erblickt nun den Räuber in einem jammervollen Zustande. Blutend und ohnmächtig liegt er da im Sumpfe, und wenn ihm nicht Hülfe wird, so ist er verloren. Von Mitleid ergriffen, springt der edle Menschenfreund sogleich in den Sumpf, zieht seinen Feind ans Land, ringt ihm die Haare und die Kleider aus und jagt die schon wieder drohenden Hunde zurück. Endlich fragt er ihn: „Aber was hatte ich dir zu Leide gethan, daß du so feindselig auf mich losschlugest? Warum nahmst du nicht friedlich ein kleines Geschenk von mir an und gingst dann ruhig weiter?“ — „Erbarmen, lieber Herr!“ flehte der Räuber, „die höchste Noth zwang mich zu der so

schändlichen That!" — „Ich könnte jetzt," sprach der edle Fleischer, „dich dem Gerichte übergeben, und schwerlich würdest du dann deiner Strafe entgehen; doch ich verzeihe dir, unglücklicher Mensch. Nimm diesen Thaler hier und gehe ruhig deiner Wege. Was hier geschehen ist, davon soll niemand etwas erfahren."

3. Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Veit, der schon lange durch sein hartherziges Verfahren die Plage armer Landleute gewesen, kam auf seiner Reise an einen Bach, der vom Regen sehr angeschwollen war. Hinüber zu springen war ihm wegen seiner Dickleibigkeit nicht möglich, und er rief daher dem nächsten Ackersmanne zu, er möge ihn doch hinüber tragen. Der gute Bauer kam eilig herbeigelaufen, indem er demüthig sprach: „Gern bin ich bereit, gestrenger Herr, Ihnen als Leibroß zu Diensten zu sein!" Dann lud er sich den Reiter auf seinen Rücken und trat den Marsch durchs Wasser an. Unterwegs aber sprach derselbe ermunternd zu seinem Träger: „Ich will es schon mal wieder gut machen, lieber Alter, sobald ich wieder Gerichtsverwalter werde." — Da stand sein Leibroß plötzlich still und fragte verwundert: „Wie? ist Er denn nicht mehr Gerichtsverwalter?" — „Ach!" klagte der Rundbauch, „wißt Ihr's denn nicht? ich bin ja vor einigen Tagen abgesetzt." — „O," sagte der Bauer, indem er schnell den dicken dummen Veit ins Wasser plumpen ließ, „o, laßt es mir doch kund thun, wenn Ihr wieder Gerichtsverwalter seid, — dann will ich kommen und Euch weiter tragen."

4. Der Vater und die drei Söhne.

Ein reichbegüterter Mann theilte, da er alt geworden war, seine großen Güter, die er mit Gottes Beistande durch mühevolle Arbeit erworben hatte, gleichmäßig unter seine drei Söhne. Aber einen kostbaren Diamant behielt er zurück, indem er zu seinen Söhnen sprach: „Demjenigen unter euch soll er zu Theil werden, der durch eine edle That sich seines Besitzes am würdigsten macht."

Um nach dem Willen des Vaters das Kleinod zu erringen, zerstreuten sich die Söhne. Nach kaum drei Monaten stellten sie sich wieder ein im Vaterhause. Nach geschehener gegenseitiger Begrüßung begann der älteste der Brüder: „Ein fremder Mann hatte ein so großes Vertrauen zu mir, daß er mir sein ganzes Gut ohne irgend einen Schein in Verwahrung gab, und redlich habe ich ihm dasselbe unverkürzt zurückgegeben. Urtheilt selbst, ob diese That nicht Lob verdient!" — Darauf erwiderte der Vater: „Du hast gethan, was deine Schuldigkeit war; wer anders handelt, der muß sich schämen: denn ehrlich sein ist ja eines jeden Pflicht. Was du gethan hast, war gut, aber edel kann man's nicht nennen." — Darauf sprach der zweite Sohn: „Auf meiner Reise begab es sich, daß eines Tages ein armes Kind, auf das man nicht gehörig achtete, in einen See fiel. Ohne langes Bedenken eilte ich hinzu, zog es wieder hervor aus dem Wasser und rettete ihm so das Leben. Ein ganzes Dorf kann mir dies bezeugen." — Hierauf versetzte der Greis: „Du hast gethan, mein Sohn, was wir als Menschen einander schuldig sind." — Da hob der jüngste der Brüder an: „Ich traf unterwegs meinen Feind bei seinen Schafen; aber er lag am Rande eines tiefen Abgrundes und war fest eingeschlafen. Sein Leben stand ganz in meiner Gewalt; allein ich zog ihn zurück und weckte ihn." „O!" rief der Greis mit freudigem Blicke, „das Kleinod ist dein! denn wer dem Feinde Gutes thut, dessen Herz giebt Zeugniß, daß ein edler Muth in ihm wohne!"

5. Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer war in Schulden gerathen und klagte deshalb einem wohlhabenden Manne, Namens Philet, seine Noth. „Herr," sprach er zu ihm, „seid doch so gütig und leiht mir hundert Gulden. Zu Eurer Sicherheit kann ich Euch freilich kein anderes Unterpfand geben, als meine Redlichkeit; indes erbarmt Euch meiner Noth und leiht mir das Geld nur auf ein Jahr." — Philet, ein Mann, der gern half, wo er konnte, und der ein Wohlthäter vieler hundert Armen war, ließ sich nicht lange bitten. Er zählte das Geld dem armen Schiffer hin, und mit wohlwollender Miene sprach er: „Nimm

hin das Geld und gebrauche es, wozu du es nöthig hast. Sei übrigens ohne Sorgen; ich freue mich, daß ich dir habe helfen können. Ohnedies bist du mir als ein rechtschaffener Mann bekannt; einer Handschrift von dir über das Geld bedarf es daher nicht."

Das Jahr verging, aber der Schiffer stellte sich nicht ein mit der Bezahlung. Es verstrich abermals ein Jahr, und noch war kein Schiffer erschienen. Wie? sollte er ungeachtet seiner anscheinenden Redlichkeit dennoch ein Betrüger sein? — Aber siehe da! Ganz unerwartet tritt er eines Tages in das Zimmer seines Schuldherrn. „Freuet Euch mit mir!" ruft er dem Philet entgegen, „von allen meinen Schulden bin ich jetzt frei! und überdem habe ich noch 200 Gulden mit Eurem Gelde gewonnen; die bringe ich jetzt und bitte Euch inständig, sie als ein Zeichen meiner Dankbarkeit anzunehmen. Ihr seid ja ein gar zu lieber, vortrefflicher Mann."

„O," spricht Philet, „ich weiß mich ja gar nicht zu erinnern, daß ich dir jemals Geld geliehen habe. Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will darin nachsehen; aber ich weiß es schon, von dir steht nichts darin angeschrieben."

Der Schiffer sieht seinen Wohlthäter verwunderungsvoll an und weiß nicht, was er sagen soll. Dann blickt er betrübt vor sich nieder, daß Philet das Geld nicht annehmen will. Plötzlich aber läuft er fort und mit voller Hand kommt er alsbald wieder zurück. „Hier," ruft er aus, „hier ist das Übrige von dem, was mein Glück ausmacht, — noch 100 Gulden, — nehmt sie hin! Nur laßt mir das Lob, daß ich dankbar bin gegen meinen Wohlthäter! Ich freue mich, daß meine Schulden getilgt sind, und Euch habe ich dies Glück zu verdanken. Wollt Ihr mir indes eine recht große Güte erzeigen, so leiht mir aufs neue funfzig Gulden."

„Hier," sagte der edle Philet, „hier hast du dein Geld zurück! Behalte, womit dich der liebe Gott gesegnet hat. Ein Mann, der so treu und so rechtschaffen denkt und handelt, wie du, verdient den Segen, den ihm der Himmel beschert hat. Bleibe ferner mein Freund. Das übrige Geld indes ist dein Eigenthum, — nur hundert Gulden vom Ganzen gehören mir, und die bestimme ich zu einem Vermächtniß für deine Kinder."

6. Ibrahim.

Ehe es dem frommen Eifer des Königs Ferdinand gelang, die Mauren aus Spanien zu vertreiben, mußte ein junger maurischer Held, Namens Omar, durch den Spieß des Ritters Gusmann sein Leben verbluten. Omar war einer der reichsten und angesehensten Saracenen, und deshalb fürchtete Gusmann die blutigste Rache seiner That. Er begab sich daher auf die schleunigste Flucht und blieb endlich vor einem großen Garten stehen. Die Mauer um denselben war hoch, aber dennoch schwang sich der Flüchtling wie ein Pfeil hinüber und fand nun in einem Bogengange den Herrn des Gutes allein. Er bekannte ihm die blutige That und flehte um Schutz, und der Angesprochene, Emir Ibrahim, schlug mit seinem Stabe eine Pfirsich von einem Baume und theilte sie mit dem Bittenden. „Nimm hin," sprach der Greis, „du bist mein Gast, und dies ist das Pfand des Schutzes, den ich dir zu gewähren gedenke." Und damit reichte er ihm zugleich die Hand. — Doch jetzt erschien eine bejahrte Frau und rief dem Greise, ins Wohnhaus zu kommen. Er schloß sofort seinen Gast, damit derselbe unentdeckt bleiben möchte, ins Gartenhaus und entfernte sich.

Drei Stunden harrte voll großer Besorgniß der junge Mann in seinem Gewahrsam; dunkel wie im einsamen Gemache, war's auch in seiner Seele. Da endlich kam sein Beschützer; aber Thränen des tiefsten Schmerzes näßten seine Wangen, und kummervollen Angesichts sprach er: „Den du ums Leben brachtest, grausamer Christ, das war mein Sohn! — Zwar ist die Rache süß; doch süßer und schöner noch ist der Lohn der gehaltenen Treue! — Darum, fliehe! Vor dem Gartenthore steht mein bestes Pferd. Man sucht dich am Meere, eile daher nach Toledo. Möge Gott dich beschützen auf deiner Flucht!"

Erkennst du nicht im Greise ein Gemüth, so reich und so edel, wie eines Gottes?! — O siehe, wer seinem Feinde wohlthut, — und wäre er ein Hottentot, — er ist dennoch ein edler Mensch und Gottes Freund.

7. Der Informator.

Ein wohlhabender Landmann, welcher nur zwei Söhne hatte, nahm für dieselben einen Informator an. „Ich und meine Frau," sprach er, „wir übergeben Ihnen, als einem wackern Manne dasjenige, was uns auf der Welt das Liebste ist. Sein Sie den beiden Knaben ein treuer Führer. Sie sehen, es sind zwei muntere Jungen, sie werden Ihnen daher auch wohl manche Mühe machen; allein ich will gern dafür erkenntlich sein. Ich gebe besonders viel darauf, daß sie gut rechnen und schreiben lernen: das lassen Sie also doch fleißig üben. Dann aber suchen Sie ihnen vor allem das Christenthum recht tief einzuprägen. Ich kann es freilich nicht so ganz umständlich beschreiben, was den Jungen zu wissen überhaupt noth ist, allein Sie werden mich schon verstehen: Ich möchte gern, daß sie einmal recht verständige und rechtschaffene Leute würden, denn das macht sie Gott und Menschen wohlgefällig. Erfüllen Sie also meine Bitten. — Hier gebe ich Ihnen auch ein Zimmer zu ihrem Gebrauche, und was sie sonst noch nöthig haben, das soll alles aufs beste besorgt werden."

Der Informator fand zu seiner Freude, daß die ihm anvertrauten Knaben Kopf und Herz am rechten Flecke hatten; sie waren gutgeartete Jungen und hatten viel natürlichen Verstand, wie es ja oftmals der Fall ist, daß Kinder aus geringern Familien mit vorzüglichen Naturanlagen begabt sind. Und wenn solche Kinder immer gehörig ausgebildet würden, so möchten vielleicht oft große Männer aus ihnen hervorgehen. Wohl mancher, der im Dorfkruge seinen Standesgenossen Mandate vorliest und erklärt, würde vielleicht, wenn er gehörig ausgebildet wäre, als Staatsmann sich auszeichnen, und mancher, der bei Streitigkeiten der Bauern aus Ehrgeiz gern den Führer macht und dabei eine oft auffallende Kühnheit und List an den Tag legt, würde unter andern Verhältnissen vielleicht ein bedeutenderer Held geworden sein, als mancher zu sein sich dünkt.

Der junge Mann, der sein Fach meisterhaft verstand, trieb mit redlichem Eifer das ihm aufgetragene Werk. Dies gefiel dem Bauer ausnehmend. Er hielt seinen Informator hoch in

Ehren, war oftmals beim Unterrichte zugegen und hatte seine herzliche Freude über die Fortschritte seiner Söhne.

Jetzt war ein Jahr zu Ende. „Herr," sprach der gute Bauer, „was bin ich Ihnen nun schuldig für die Mühe, die Sie sich mit meinen Jungen gegeben haben?" — „Nun," sprach der junge Mann, „ich fordere dreißig Thaler." — „Nein, nein!" rief der Bauer, „das geht auf keinen Fall! Sie haben einen sauern Dienst! Da krigte ja der Großknecht, der mir den Acker bestellt, beinahe so viel, als der Gelehrte empfängt, der das besorgt, was mir vor allem das Wichtigste ist! Was den Kindern von Ihnen zu Theil wird, das gilt für die ganze Lebenszeit und selbst noch über das Grab hinaus. Also, das geht auf keinen Fall an, lieber Herr! So wenig giebt kein begüterter Mann. Ich will Ihnen aber hundert Thaler geben und mich herzlich gern dazu verstehen, Ihnen jährlich noch ein Bedeutendes zu dieser Summe zuzulegen. Denn gesetzt auch, ich müßte deshalb ein Gut verpfänden, — warum nicht? — wär's denn ein schlechter Streich, wenn's geschähe? — Viel besser, ich verpfände es zum Glücke meiner Kinder, als daß sie es — wenn auch reich, aber doch vernachlässigt in ihrer Bildung und lasterhaft in ihren Sitten, — verschwenden."

Ob sich dies denn wirklich zugetragen hat? — Gewiß! — Auch könnte der Wohnort des braven Bauern, so wie auch sein Name genannt werden; allein das würde ihm selbst nicht lieb sein. Dann aber könnte er auch leicht deshalb Verdruß vom Edelmanne seines Dorfs haben, da dieser für den Unterricht seiner sechs Knaben mit vielem Stolze kaum dreißig Gulden zahlt.

8. Sanct Menrad.

In einer einsamen, wüsten Gegend des Schweizerlandes steht, in der Tiefe verborgen, neben einer mit Moos bewachsenen kleinen Zelle, eine alte noch aus der Vorzeit stammende Kapelle. Sie gehörte in jener Zeit einem Einsiedler, Namens Menrad, ehrwürdig durch Weisheit, Tugend und Alter. Die kleine Klause war seine Wohnung, sein Schutz gegen die Unannehmlichkeiten und Gefahren der Witterung. — Wenn in der Frühe des Morgens kaum der Osten sich röthete, und das

Licht des jungen Tages die Wipfel der Tannen durchdrang, dann hörte man schon das liebliche Getön des Glöckleins im Turme der Kapelle des frommen Greises. Ihm, dem Geber alles Guten, weihte er die erste Stunde des Tages. Andachtsvoll kniete er nieder am Altare und richtete betend den Blick zum Himmel empor. Oft sang er auch, von heiliger Freude durchdrungen, ein Lied zum Lobe Gottes und zum Preise der Tugend. Dann ging er in sein Gärtchen und grub mit eigener Hand das Erdreich, das ihn ernährte; hoffend vertraute er manche Pflanze dem Schoße der Erde und tränkte sie mit dem befruchtenden Inhalte seines Wasserbehälters. Und so arbeitete er emsig und unermüdet, bis das freundliche Licht des Mondes vom dunkeln Himmel herabglänzte. Dann setzte er sich, zufrieden ob der vollbrachten Arbeit, in seine kleine Gartenlaube an den Tisch, und genoß mit frohem und genügsamem Sinne und mit frommem Danke gegen den milden Geber die Früchte und Kräuter, die er selbst gebaut, und den frischen Trunk der Quelle, die in seiner Nähe dem Felsen entsprang.

Doch das liebste seiner Geschäfte war ihm stets, wenn er arme Wanderer verpflegen, Verirrte in seiner Zelle freundlich bewirten, und sie wieder hinführen konnte auf den rechten Weg.

Weit und breit im ganzen Lande wurde er verehrt als ein Wohlthäter, als ein Vater aller, die seiner Hülfe bedurften. Mancher kam hierher schwer gedrückt im Herzen, aber bei Menrad fand er Linderung und Beruhigung, und getröstet und belehrt kehrte er stets von ihm zurück.

Selbst die Thiere des Waldes ehrten den Gottesmann. Sie hüpften froh um ihn her, ließen sich auch wohl von ihm streicheln und blickten gar traulich zu ihm empor. Wenn der Winter mit seiner Kälte und mit seinen Stürmen heranzog, dann kamen arme Vöglein in die warme Zelle, pickten dankbar von dem Futter, das er ihnen hinstreute, und flogen aus und ein, wie zu ihrem Neste. — Doch vor allen waren es ein Paar Raben, die, gleichsam als hätten sie Verstand, ihm herzlich ergeben waren. Sie kamen unbesorgt an seinen Tisch und nahmen ihm traulich aus der Hand, was er ihnen darbot. — So floß, gleich dem Silberbächlein, das sich vom nahen Felsen

herab ruhig und hell durch das anmuthige Grün des Thales wand, auch sein gottgeweihtes Leben dahin.

Einst, vor Tagesanbruch, kniete der fromme Greis vor seinem Altare, von welchem auf der Maria Armen das holde Jesuskind voll Huld und Erbarmen herniederblickte. Vor der lieblichen Gruppe aber brannte eine Silberlampe, die einst ein Ritter aus Dankbarkeit gegen Menrad, der mit Sorgfalt und Liebe seine Wunden verband, dem Kirchlein weihete. Während nun in stiller Andacht der Greis sein Herz zu Gott erhebt, stürzt mit frecher Stirn ein Räuberpaar herein, tödtet unbarmherzig den frommen Beter und benetzt mit seinem Blute den Altar der Kapelle. Dann mit frecher Hand ergreifen die Frevler die schwere Lampe und schleichen davon, um das Silber zu verkaufen und den Sündenlohn ihrer blutigen That zu gewinnen.

Aber horch! ein Gekrächze tönt schauerlich durch die Luft, Rache herabschreiend auf die Verbrecher. Es sind die treuen Raben des frommen Menrad. Wild schlagen sie die schwarzen Flügel, rauschend stürmen sie heran, und mit ihren scharfen Krallen und mit ihren starken Schnäbeln fallen sie schonungslos über die Mörder her. Entsetzt suchen diese zu fliehen, sie streben Schutz zu finden in der Nähe und in der Ferne: — aber vergebens! die Schreckensvögel weichen keinem Drohen, keinen Schlägen, — immer aufs neue stürmen sie heran, ohne abzulassen von den Verruchten.

Und siehe, armer Hirten Söhne werden aufmerksam auf die seltsame Erscheinung. „O seht!“ rufen sie bestürzt, „das sind des frommen Menrads Raben!“ Und sofort eilen in großer Anzahl die Hirten herbei; mit starken Fäusten ergreifen sie die Mörder und führen sie zurück zu Menrads Zelle, und mit Schauder und Entsetzen erblicken sie hier den Leichnam des Erwürgten. — Wie versteinert stehen die redlichen Hirten, Todtenbläſſe deckt ihr Gesicht; dann aber in zunehmendem Gedränge führt man die Mörder hin nach dem Orte der Gerechtigkeit. Und wie ein starker Donner von Berg zu Berge hallt, so verbreitet sich schnell die Schreckensnachricht von Ort zu Ort, und laute Klagen erschallen durch Feld und Wald ob der unerhörten Greuelthat.

Jetzt erscheint der Landvogt ernst und strenge auf dem Richterstuhle. Rings umsteht ihn die Menge des Volkes, und an Gottes hohem Himmel sieht man die beiden Unglücksverkündiger. Da, durchs Gedränge schleppt die Hirtenschaar die Verbrecher herbei und bringt vor die schwere Klage, und wie ein grausiges Zeugniß ihrer Aussage ertönt dazu von oben herab das Rachegeschrei der Raben. — Bleich und zitternd stehen die Mörder; sie wagen's nicht, die blutige That zu leugnen. Lange schweigt der Richter, in ernstes Staunen versunken; in bangem Erwarten harrt das Volk seiner Worte. Endlich ruft er mit Eifer und Nachdruck: „Gott, du bist gerecht, und gerecht ist dein Gericht! Darum erzittert, heimliche Verbrecher! Er, der Allwissende ist der Rächer eurer Thaten; er zieht sie ans Licht! Auch diese Greuelthat ist schnell ans Licht gebracht! Empfanget nun die gerechte Strafe eurer Frevelthat!"

Schaudernd stand die bange Menge und hörte den Richterspruch. Tief durchdrang ihr Herz die Furcht vor Gott, dem höchsten Richter. Und das Haupt der Missethäter — es fiel unter dem Beile des Henkers.

9. Das Pagenbette.

Auf der weltberühmten Festung Königstein in Sachsen wurde einst ein großes Fest gefeiert. Im hellerleuchteten Saale des Hauptgebäudes herrschte die allgemeinste Freude. Viele hohe Gäste saßen im fröhlichen Kreise beim glänzenden Mahle, und inmitten derselben weilte der Kurfürst. Der Wein erhöhte noch die Freude, und die angenehmste Unterhaltung machte die Stunden des Festes rasch dahin eilen.

Draußen aber harret ein Page auf die Rückkehr des Kurfürsten; bange zählt er die oft wiederkehrenden Glockenschläge und besorgt blickt er auf die mit dem Verlöschen drohende Lampe. Unaussprechlich lang wird ihm die Zeit, und immer noch verweilt der Kurfürst im Kreise der fröhlichen Gesellschaft. Da befällt den Knaben die Müdigkeit in so hohem Grade, daß er sich fast nicht zu helfen weiß. Rasch springt er auf von seinem weichen Sitze und eilt hinaus ins Freie. Da hebt er das müde Auge zum prachtvollen Sternenhimmel empor, da sendet

er andachtsvoll sein frommes Gebet zu Gott hinauf, wie er's zu thun gewohnt ist, wenn er zur Ruhe gehen will. Und aufs neue naht sich ihm der Schlummer. Fast unbewußt wirft er sich nieder, und bald umgaukelt ihn der Traum mit lieblichen Bildern. Sanft ruht er von den Mühen des Tages, obgleich hart gebettet auf einem nur knappen Saume des hohen Felsens. Über ihm liegt ausgebreitet das unendliche Sternenzelt mit all' seiner Pracht, unter ihm die grausige Tiefe mit all' ihren Schrecknissen.

Jetzt ist das Fest zu Ende, denn schon nahet der Morgen. Und der Kurfürst ruft nach dem Pagen; doch der Page ist nicht, wo er sein sollte. Da durcheilen die Diener des Fürsten die weiten Hallen des Schlosses; sie suchen, sie rufen nach dem Pagen; doch kein Page ist zu sehen und zu hören.

Bald erhellt die Morgenröthe mit freundlichem Lichte den Königstein und seine Umgebungen. Da sieht vom hohen Turme herab die Wache den schlafenden Pagen liegen auf dem schmalen Rande des Felsens. In größter Lebensgefahr schwebend, liegt er schlummernd da auf dem harten Gestein, beschützt von der Hand des Allmächtigen. Und die Kunde davon durchdringt alsbald die Burg; selbst der Kurfürst eilt herbei und sieht mit Staunen, was ihm ein Traum oder gar ein Wunder däucht. Rasch befiehlt er, den Pagen behutsam zu binden, damit er nicht hinabstürze beim plötzlichen Erwachen. Dann aber mit Pauken- und Trompetenschall läßt er ihn wecken, den unbefangenen Schläfer.

Er erwacht voll Schrecken und Erstaunen, und von vielen Seiten her hört er die Kunde von dem, was geschehen. Da stürzt er hin zu des Gebieters Füßen, Vergebung erflehend. Aber der Kurfürst richtet ihn auf mit den Worten: „Da sei Gott für, daß ich dich strafe! Wie könnte ich rechten mit dem, den so schützte des Höchsten Allmacht, den die Engel trugen auf den Händen und den der Vorsehung heiliges Auge so treu bewachte!" So sprach der fromme Kurfürst. Und der Page zeichnete sich aus im Fortgange der Jahre, und ruhmvoll wurde seine Laufbahn. Aber hoch stand er auch in der Gnade des Fürsten; in seinem Herzen und in seinem Rathe war er stets wohl angeschrieben. Die wundervolle Sage aber vom Ruhe-

bette des Pagen verbreitete sich durchs ganze Volk von Mund zu Munde und noch bis auf den heutigen Tag heißt jener Fels das Pagenbette.

10. Peter in der Fremde.

Peter, der Sohn eines Handwerkers, hatte seinen Kopf darauf gesetzt, nach vollbrachter Lehrzeit in die Welt hinauszugehen. Die Mutter, aufs höchste darüber besorgt, bot ihre ganze Überredungsgabe auf, um das Wagestück zu hintertreiben. „Was willst du,“ spricht sie mit mütterlicher Zärtlichkeit, „was willst du machen in der weiten Welt unter wildfremden Menschen? Du kennst sie ja nicht; der erste, beste Bösewicht nimmt dir vielleicht alle deine Sachen, und wie dann?! — Doch Peter lacht nur, wenn er die besorgliche Mutter jammern hört, und zum Zeichen, wie sehr es ihm Ernst ist mit seinem Entschlusse, singt er jeden Morgen aufs neue sein oft schon gesungenes Reiselied. Er meint, nur in der Fremde könne er ein ganzer Mann werden, nur da sei das Glück zu finden; deshalb rühmt er sich auch, in die unendliche Weite ziehen zu wollen: aber doch vergißt er darüber das Wiederkommen nicht.

In ihrer großen Noth ruft die Mutter alle Basen zu Hülfe, und jede giebt in altkluger Weise ihr Wort zu der bedenklichen Sache; doch Peter kennt keinen Spaß, — ein Tollkopf, wie er nun einmal ist, — sperrt er sich gegen jedes gutgemeinte Wort: er bleibt bei seinem verteufelten Entschlusse. Da spricht die Mutter in ihrer großen Herzensangst: „So sieh doch nur den Vater an! Nie ging er auf Reisen und, dennoch — was für ein Mann ist er! — klüger als mancher, der weit umher die Welt gesehen.“ — Doch Peter ist nicht zu bewegen, von seinem Vorsatze abzulassen. Da spricht der Vater mit Ernst und Nachdruck: „Nun gut, reisen sollst du! ich wünsche dir Glück und Segen dazu; aber nun säume auch nicht!“ — Und sogleich wurden die Anstalten zur Abreise gemacht. Peter wurde eingehüllt vom Kopfe bis zu den Füßen, und damit auch nichts an ihm frieren konnte, wickelte man das dickste Band um seinen stattlichen Zopf.

Jetzt war der verhängnißvolle Tag gekommen; gleich nach der Mittagsmahlzeit sollte die Reise vor sich gehen. Den Ab-

schied von Freunden und Bekannten hatte er bereits genommen, und alles im Hause weinte vor Schmerz über die nahe Trennung. Die Eltern aber begleiteten das theure Söhnlein bis zum nächsten Dorfe; im Wirtshause hier wurde noch ein feierlicher Abschiedsschmaus gehalten, wobei man in einem Fläschchen Wein den Kummer zu ersticken suchte.

Da wurde auf einmal der so standhafte Peter mäuschenstill. Man trank auf ein glückliches Wiedersehen und Peter seufzte: „Nun, wie Gott will!" — Um seine Wehmutsthränen zu verbergen, rieb er sich öfters die Augen. Dann aber erhob er sich und nahm noch einmal recht rührend Abschied. Zugleich bat er dringend, man möge doch ja sitzen bleiben, unmöglich könne er die guten Eltern noch weiter mitgehen lassen.

Jetzt wankt er fort, der Peter; fast will's ihn reuen, daß er fortging. Nach jedem Hundert Schritten steht er still und sieht sich die Welt an. „O," denkt er, „wie ist sie doch so weit, die Welt!" Auch das Wetter scheint ihm gar nicht behaglich; der Wind weht ihm kalt und rauh um die Nase, und dabei meint er, es könnte vielleicht gar noch schneien, und wenn auch nicht gerade an dem Tage, so könnt's doch bald geschehen.

Jetzt sieht er mit Besorgniß zurück, dann geht er wieder etwas weiter und sinnt, wie weit er heute wohl noch gehen werde. Plötzlich sieht er einen Kreuzweg vor sich, und nun ist guter Rath theuer. Welchen von den beiden Wegen soll er einschlagen? Niemand erscheint, der es ihm sagen könnte. „Ach," ruft er aus, voll tiefsten Schmerzes, „so was zu erleben, — wer hätte das gedacht! Ach, daß sich Gott erbarme! — O hätte ich doch der Mutter nachgegeben! Wie säße ich dann noch weich und warm bei ihr! — Wie konnte ich so mein eigenes Glück mit Füßen treten! Toll und dumm bin ich doch wirklich gewesen! — Ach, was würde die gute Mutter sich freuen, wenn ich umkehrte an diesem gefährlichen Kreuzwege!" — Und kaum kam ihm wie ein Lichtstrahl dieser glückliche Gedanke, als er auch schon beschließt, ihn auszuführen. Rasch dreht er sich, und — als hätte er was vergessen, rennt er in eiligster Hast zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern aber saßen noch in guter Ruhe im Trennungshause, bekämpften durch Essen ihren Gram und tranken in tiefer Rührung noch den Rest aus der Ermuthigungsflasche dazu. Allein Peter störte sie nicht beim Schmause; ihn trieb die Sehnsucht nach der Heimat: darum wählte er schnell einen Seitenweg und lief spornenstreichs dem Vaterhause zu. Und froh darüber, daß er sich nicht, bei seinem ersten Ausfluge in die Welt, verirrte, kommt er glücklich und wohlbehalten noch vor dem Abendsterne, aber incognito, wieder an in seiner lieben Vaterstadt. Aber kaum tritt er ins Haus, so schallt ihm Gelächter entgegen. Fast hätte er's übel genommen; allein er setzt sich darüber hinweg und thut, als ob er's nicht bemerkt. Doch nicht genug mit dem Lachen, — man ruft ihm auch mit höhnendem Scherz entgegen: „Ei, ei! du mußt mit Meilenschuhen gewandert sein, guter Peter; aber darum setz dich auch nun hintern Ofen, ruhe aus von deiner Fahrt und pflege deinen Bauch am Brotschranke!" — Nicht zweimal läßt sich Peter das sagen: geschwind macht er Anstalt, das süßklingende Wort zu erfüllen.

Jetzt treten die bekümmerten Eltern zur Stubenthür herein. „Ach Gott!" seufzt die zärtliche Mutter, indem sie ihre Hände faltet, — „ach Gott! wo mag mein Peter wohl jetzt sein?" — Kaum sind die Worte verklungen, da kriecht der gute Peter schmunzelnd hinterm Ofen hervor und ruft: „Was jammert ihr denn?" — hier bin ich ja!" — Die Mutter jauchzt vor Freude, als sie den verloren Geglaubten so unerwartet wieder findet. Der Vater aber runzelt die Stirn und spricht: „Schon wieder da? — Nun, wie ich's dachte, so ist's gekommen. Die Mutter war nur wie verwirrt; ich hab's dem Burschen gleich angesehen, wie weit die Reise gehen würde!" — Doch der Mutter Freude wurde dadurch nicht gemindert; sie jubelte, von Dank durchdrungen: „'s ist besser so! Nun hab ich doch meinen Jungen wieder; gesund und wohl ist er wieder angelangt: deß freu ich mich und bin guter Dinge!" — Doch Peter sagte mit einiger Beklommenheit: „Ja, ja, hätte ich nur nicht geglaubt, es könnte vielleicht noch schneien, und wäre nur nicht der fatale Kreuzweg gekommen, dann wäre ich jetzt schon — wer weiß wie weit!" —

11. Der reichste Fürst.

Im Kaisersaale zu Worms saßen einst die deutschen Fürsten und priesen mit schönen Reden den Werth und die Zahl ihrer Länder.

„Herrlich,“ sprach unter andern der Beherrscher von Sachsen, „ist mein Land und seine Macht! Reich an Silber sind seine Berge, in ihren Schachten ruht dasselbe und des Bergmanns fleißige Hand bringt es hervor ans Tageslicht.“

„O,“ rief der Kurfürst vom Rheine, „seht mein Land in der Fülle seines Reichthums! In den Thälern wogen goldne Saaten, auf den Bergen prangt der edelste Wein!“

„O,“ sprach der Herr von Baiern, „gedenkt der großen Städte und reichen Klöster in meinem Lande, und Ihr werdet nicht sagen, daß es den Eurigen an Herrlichkeit und Schätzen nachsteht!“

Da ließ auch Eberhard mit dem Barte seine Stimme vernehmen, und bescheiden hob er an von Würtemberg, dem Lande, dessen Söhne mit Liebe und Treue ihm ergeben waren: „Mein Land hat nur kleine Städte, hat nicht Schätze an edeln Metallen; — doch ein Kleinod hält's verborgen in sich: An jedem Orte, wo es auch sein mag, und wäre es in den tiefsten Wäldern, — darf ich getrost mein Haupt legen in eines jeden Unterthanen Schoß; sein Leben schützt das meine.“

Da rief der Herr von Sachsen, der von Baiern und auch der vom Rheine: „Wahrlich, lieber Graf, Ihr seid der reichste unter uns! Euer Land enthält den kostbarsten Edelstein!“

12. Der Ritter und der Löwe.

Walter von Turm, ein tapferer Ritter, der schon in mancher Schlacht durch glänzende Siege seinen Muth ruhmvoll bewährt hatte, zog mit dem Christenheere ins gelobte Land zum Kriege. Das heilige Grab war das Ziel seiner Sehnsucht, die frommer Sinn in ihm erweckte.

Einst irrte er einsam durch die Fluren und fühlte sich, fern vom Heere, hingezogen zum nahen dunkeln Walde. Er ging hinein, und bald vernahm er ein angstvolles dumpfes Brüllen, dem er unverzüglich nachging. Da sah er durchs Gebüsch einen Löwen im heißen Kampfe mit einer riesigen

Schlange. Seine Klauen hatte er eingeschlagen in ihren Leib; aber dennoch bäumte sie sich hoch empor und spie zischend giftigen Dampf auf ihren Feind. Dann aber umwand sie mit ihren mächtigen Ringen das edle Thier, und der Löwe schien verloren. Doch der Ritter zog sein Schwert und zerhieb mit kräftigem Schlage das siegende Ungethüm. Der Löwe blieb unversehrt dabei.

Jetzt aber zeigte sich der edle Sinn des geretteten Thieres in rührendster Weise. Mit dankbarem Blicke schaute es empor zu seinem Retter, und in diesem Blicke lag die flehentliche Bitte: „O, verstoß mich auch ferner nicht!“ Und wohin nun der Ritter sich wandte, — überall begleitete ihn der dankbare Löwe. Er ging mit ihm in die Schlacht und kämpfte an seiner Seite als treuer Kriegsgenoß; allnächtlich bewachte er das Zelt seines Gebieters und dessen Roß, und nie ließ er wieder ab von dem Manne, dem er sein Leben schuldete.

Und als der Krieg beendet war, da zog der Löve mit dem Ritter hinab zum Meeresstrande, wo das Schiff zur Heimfahrt schon bereit lag. Nicht scheute er sich vor den Wogen des Meeres; nicht vor dem Riesenbau des Schiffes; nur auf den Ritter war sein Blick gerichtet, — nur ihm zu folgen, sein einziges Verlangen. Der Ritter betrat das Schiff; als aber der Löwe ihm folgen will, da ergreift ein Entsetzen die Schiffer: sie stoßen schnell ab vom Lande, und verlassen steht nun der treue Löwe am Gestade. Mit düsterm Blicke schaut er hinab in die Tiefe, dann stürzt er sich kühn in die Flut. Der Ritter sieht mit Thränen in den Augen zurück, — ach! er war ja dem Thiere so gut! — aber der Löwe blickt ihn an zum letzten Mal mit dem Ausdruck der Dankes und der Wehmut und versinkt ohne Rettung in die Tiefe.

13. Woltemade.

Ein Orkan brauste furchtbar daher über die weite Fläche des Meeres und hob die Fluten empor zu gewaltigen Wogen, und der Himmel war umhüllt mit den schwarzen Wolken eines Ungewitters. Aus den tobenden Wellen aber, die die Wände des Schiffes zerschellten, tönten angstvolle Stimmen, Hülfe und Rettung erflehend. Und die Fluten am schaumbedeckten

Ufer schwollen höher und höher und wälzten Leichen daher im treibenden Sande.

Die Menge am Strande erblickt das dem Schiffe drohende Verderben; aber keiner wagt sich hervor, den Unglücklichen ein Retter zu werden.

Da nahet ein Landmann auf einem muthigen Pferde und sieht mit unerschrockenem Blicke in den Kampf der Elemente. Zwar schon in greisem Haare, fühlt er sich dennoch getrieben, die ihm verliehene Kraft — der Rettung der Hülflosen zu weihen. Im frommen Vertrauen auf Gott durchbricht er die Wellen, die flutend ihm selbst und dem treuen Pferde den Untergang drohen. Bald ist er, gleich einem rettenden Engel, vorgedrungen bis zum brechenden Schiffe, und zweie der angstvoll Harrenden ergreifen die triefenden Mähnen des Thieres, und bald sind sie geborgen am sichern Gestade. Thränen des Dankes entströmen ihren Augen dem edeln Retter ihres Lebens. Ohne Säumen aber kehrt er zurück, der Brave, zum Schiffe, und siebenmal bezwingt er die Fluten und entreißt dem tobenden Meere die schon sicher scheinende Beute.

Jetzt warnen die Besorgten am Ufer den muthigen Retter, nicht nochmal sein theures Leben den gefahrdrohenden Wellen preiszugeben; aber vom Schiffe her hört er die Stimmen der Flehenden. „Wir sinken!“ rufen sie im Tone der Verzweiflung, — „habt doch Erbarmen!“ — Und aufs neue wagt er sich hinein in die brandenden Wellen, deren rasender Kraft der keuchende Rappe kaum noch zu widerstehen vermag. Aber wehe! wehe! — trotz der warnenden Bitte des Alten stürzen dreie sich hernieder und hängen sich an das rettende Pferd. Zu schwer ist die Bürde nun für des Rosses ermattende Kraft. Es sinkt allmählich, die Wogen brausen heran, und ehe man sich's versieht, sind Reiter und Roß von den Wellen verschlungen.

14. Die Kuh.

Frau Magdalis hielt in der Hand ihr letztes Stück Brot, es zu genießen; aber der Kummer hatte sie gesättigt, die Schmerzensthräne benetzte ihr dürftiges Mahl. Ach! sie war eine arme Wittwe, und Wittwen haben oft größere Noth, als glückliche Menschen zu ahnen vermögen.

„Wie tief ich doch nun geschlagen bin auf immer!“ jammerte sie. „Was hab' ich noch, wenn auch dies Letzte, was mir noch übrig blieb, verzehrt ist!“ — Unersetzlich ihr scheinend war der Verlust, der sie betroffen: ihr Eins und ihr Alles war hin — die Kuh, die mit ihrer Milch sie bis dahin genähret! — Wenn jetzt des Abends die andern heimkehren mit dem lieblichen Getön ihrer Glocken, — vor der Wittwe Pforte bleibt keine mehr stehen, ihrer Herrin rufend mit sanftem Gebrüll.

Wie Kinder, die von der Mutter Brust auf immer sich entwöhnen sollen, so klagte und jammerte die Arme des Abends und des Nachts, und mit Thränen löschte sie jeden Abend das trübe Lämpchen in ihrer Kammer. Dann sank sie hin auf ihr ärmliches Lager in hoffnungslosem Verzagen. Wie betäubt und zerrüttet in allen Sinnen, fühlte sie sich matt und kraftlos in allen ihren Gliedern. Der Schlaf war ihr weder erquickend noch stärkend; denn kaum entschlummert, schreckte sie wieder auf durch angstvolle Träume. Selbst die sonst gewohnten Schläge der Glockenuhr erschütterten sie und störten durch ihren Schall die Ruhe der Unglücklichen.

Früh morgens erinnerte sie der Ton des Hirtenhornes aufs neue an ihr Elend. „O weh!“ schluchzte sie trostlos, „nun hab' ich nichts mehr aufzustehen!“ und sank dann weinend wieder auf ihr Kissen zurück. — Sonst, wenn das Horn erklang, dann war's ihr der Ruf zum Danke und Preise gegen den Allgütigen; — jetzt ist ihr Herz erfüllt mit Bitterkeit gegen den Geber alles Guten,

Aber horch! auf Ohr und auf Herz fiel's ihr plötzlich mit dröhnendem Schalle wie ein Stein; durch Mark und Bein dringt es ihr wie ein Schauer und ergreift sie in allen Gliedern: denn es dünkt ihr, als höre sie ein vernehmliches Brüllen im Stalle. — „O Himmel!“ ruft sie aus, „verzeihe mir meine große Sünde! Strafe nicht mein Verbrechen, daß ich murrte gegen den Vater der Wittwen und Waisen!“ — Kaum aber hat sich vom schrecklichen Tone allmählich der Nachhall verloren, da dringt schon noch lauter und deutlicher das gräßliche Brüllen vom Stalle herüber. „Barmherziger Gott!“ ruft sie aufs neue in ihrer Herzensangst, „erbarme Dich meiner!

Halte zurück den Bösen, daß er mich nicht ergreife und verderbe!" Und damit barg sie tief ihr Haupt in die Kissen, so daß ihr Sehen und Hören verging. Doch das Herz schlug ihr wie ein Hammer und der Angstschweiß entquoll ihr in mächtigen Tropfen, als ein drittes noch lauteres Brüllen erscholl, — so laut, als wäre es dicht vor dem Bette in der Kammer.

Da sprang sie mit wildem Entsetzen auf vom Lager und stieß die Fensterladen zurück. Und schon strahlte des Morgens liebliches Hell ihr entgegen, vermindernd ihr Grausen und ihre Angst. Dann nahm sie das heilige Kreuz und sprach vertrauensvoll: „Gott helfe mir gnädiglich! Amen." So wagte sie's, obwohl zitternd, zum Stalle zu gehn und ihn zu öffnen.

„Aber, o Wunder! die herrlichste Kuh stand da vor ihren Blicken! — so glatt und so blank wie ein Spiegel, die Stirn geziert mit einem weißen Sternchen, das treuherzige Auge auf die Erstaunte gerichtet, der vor Verwunderung der Riegel entsank. Die Krippe aber war angefüllt mit frisch duftendem Klee, und ein großer Vorrath von Heu deckte die Winkel des Stalles. Auch ein Eimer, so weiß wie der Schnee, zur Bergung der Milch, stand dabei. Aber um Stirn und Hörner gewunden trug die Kuh ein Blatt, worauf gar zierlich die Worte geschrieben standen: „Zum Troste der guten Frau Magdalis hat mich N. N. hierher gebunden. Gott hat ihm gnädig so viel verliehen, daß er auch der Armuth und Noth zu gedenken vermag, und deshalb hat er auch in Liebe der armen betrübten Wittwe gedacht."

Bescheiden fügt der Dichter noch hinzu: „Mir ist's, als habe Gott mich bestimmt, zu preisen, was gut ist und schön; darum habe ich auch die schöne That des edeln Menschenfreundes in schlichter und einfältiger Weise besungen. Ein Maurer versicherte fest, so sei es geschehen; doch verbot er mir, den Namen des wohlthätigen Mannes zu nennen. Möge Gott es ihm wohl gehen lassen, dem Edeln! So bet' ich herzinniglich, Amen!"

15. Der Lohn.

Ruhig ankerten im Hafen von Brest die stattlichen Schiffe des Meeres, und lustig flatterten im säuselnden Winde die Wimpel hoch an den Masten. Weithin erscholl der Gesang der frohen Matrosen; hell glänzten die Taue, und heiter spielte im Segel der Westwind mit fächelndem Kosen. In reinstem Glanze strahlte die Sonne vom Himmel herab und spiegelte ihr Bildniß in den Wogen des Meeres. Alles war voll der heitersten Lust und Freude.

Aber inmitten der Freude und Lust erhoben sich am hohen Himmelsdome die schwarzen Wolken eines schweren Gewitters. Gleich streitenden Rittern zogen sie höher und höher hinauf, um den Kampf zu bestehen, den der Herr ihnen geboten. Und der Sturmwird brauste daher und erregte die Wellen des Meeres, daß sie auf- und nieder wogten und tosend am felsigen Ufer zerschellten. Darum mußte acht haben der Wächter auf hohem Warnungsturme, und wach sein das Schiffsvolk, sich zu rüsten für den Fall der Noth; denn der Sturm wurde stärker und stärker und raste daher mit entsetzlicher, unwiderstehlicher Kraft.

Aber im jähen Wachsen der Gefahr sah man plötzlich vom Schiffe herab ein leichtes Fahrzeug auf den gewaltigen Wellen dahertreiben. Mit Schrecken gewahrte man darin ein junges Weib und an ihrer Seite einen blühenden Knaben. Das Ruder regierte sie, die Unglückliche, mit der rechten, und mit der linken Hand hielt sie krampfhaft umschlossen den ihr wohl theuren Knaben, den Blick aber gerichtet gen Himmel, von wo sie Hülfe erflehte.

Wer erbarmt sich der Armen in ihrer großen Noth! — Wer ist der Beherzte, — wer ist der Edle unter den Männern der Schiffe, der sich hinauswagt in den Kampf der Elemente, zu retten mit kräftigem Arme die Hülflose, so nahe dem felsigen, gefahrvollen Riffe?! — Und mit starrem Grauen sieht das Schiffsvolk hinab zu der Armen, die der Tod schon erfaßt hat; doch keiner wagt sich hinaus, zu vollbringen das kühne, hochedle Werk. Selbst Courlot, dem Beherzten vor allen, der doch sechzehnmal schon ein Menschenleben entriß

den drohenden Fluten, — selbst ihm traut man's nicht zu, daß er hingehen werde in den offenen Rachen des Todes.

Doch unerschrockenen Sinnes tritt Courlot hin an das Ufer und spricht: „Gebt mir den Nachen.“ Aber umringt von allen Seiten hört er die warnenden Worte: „Was? du willst dich tollkühn hineinwagen in die brausende Fluth, dem sichern Tode zum Opfer? — Bedenke dein armes Weib drüben auf der Insel, — bedenke den holdseligen Knaben, deinen Sohn! — Wenn sie heimkehren zur traulichen Hütte, zu begrüßen mit freundlichem Blicke den theuren Gatten, den liebenden Vater, — so finden sie nur noch seine erstarrte Leiche! Den greisen Vater zu besuchen, ist Margot, dein holdes Weib hinübergefahren mit dem lieblichen Knaben nach Oleron. In fröhlicher Hoffnung kehrt sie morgen wieder heim; aber die Hoffnung, den theuren Mann zu begrüßen, hat sie betrogen! — Darum, halt ein, o Courlot, das Wagstück ist zu schwer, die Rettung unmöglich! Sechzehnmal schon hast du dein Leben aufs Spiel gesetzt und nie nahmst du Lohn dafür; dein Leben gehört jetzt deinem Weibe und deinem Kinde!“

Doch Courlot stürzt sich hinein in den Kahn und rudert mit kräftigem Arme der Klippe entgegen, woher der Brandung entsetzliches Gebrüll ertönt, und wo der Tod des Augenblicks harret, sein Opfer als sichere Beute zu empfangen.

Aber jetzt ist die Kraft der Schifferin gebrochen; besinnungslos sinkt sie nieder, und die Wellen rauschen unaufhaltsam über sie hin. Doch Courlot mit der Kraft seines Armes, erfaßt im Nu das Weib und das Kind, und glücklich bringt er sie zum Gestade hinüber. Endloser Jubel empfängt dort den Retter und die Geretteten, und Mutter und Kind erwachen vom Jubelrufe und erheben froh dankbar den Blick zum Himmel. Da aber wird dem Edeln die Brust zu enge; entzückend umfängt er das junge Weib und das holde Kind: — es ist ja sein Weib, es ist ja sein Kind, die er gerettet! — „Dich preis' ich,“ ruft er aus mit Inbrunst und bebendem Tone, — „allgütiger Gott! hier liegt ja mein Lohn — mein süßester Lohn!“ —

16. Der alte Hans.

Heiß war der Kampf, den der verhängnißvolle Tag den Streitern brachte; aber groß war auch die Freude, die sie empfanden, als sie am Abend beim Scheine der lodernden Wachtfeuer vom Kampfe ruhten. Golden glänzte der Wein im vollen Becher, und umherwandernd im fröhlichen Kreise erquickte er die ermatteten Glieder und erhöhte die Freude der Glücklichen. Doch inmitten der Jubelnden saß einer, ein alter Husar, sonst einer der Fröhlichsten, jetzt der einzige Trauernde unter den vielen. Stumm, wie das Grab, hielt er den Blick zur Erde gesenkt, selbst den Becher zurückweisend, überließ er sich ganz seinem Schmerze. Was mochte ihm begegnet sein, dem so Kummervollen? —

Und siehe, auf hohem Roß kommt durch die Stille der Nacht daher der Feldherr. Sein Augenmerk ist gerichtet zunächst auf die Posten; dann aber erscheint er auch bei den Gezelten. Und mit Jubel wird er empfangen, der Held, der so Großes vollbrachte an der Spitze seiner Tapfern. Da erblickt er verwundert den alten Husaren; er hält das weiterdrängende Roß zurück und spricht mit milder Freundlichkeit: „Was fehlt dem Manne?"

Der Alte richtet sich empor und, den General mit Ehrfurcht begrüßend, spricht er in militairischer Haltung: „Halt'n zu Gnaden, Herr General, 's ist, so zu sagen, nur eine Dummheit von mir; fast schäme ich mich ihrer vor meinen tapfern Kameraden. Wir zogen heute über das Alpengebirge, und da hatte ich das Unglück, mit meinem Pferde im tiefen Schnee zu versinken. Aber meine braven Kameraden ruhten nicht, sie scheuten weder Mühe noch Gefahr, bis sie mich glücklich wieder herausgebracht hatten; doch mein treues Pferd — es blieb unrettbar verloren, so sehr wir uns auch mühten, es wieder hervorzuziehen. Das ist's, was mich so tief bekümmert. — Wohl weiß ich, daß es nur ein Thier gewesen, um das man's nicht so arg treiben soll; doch, Herr General, ein solches Pferd, wie mein Hans es war, findet man nicht so leicht: unter alle den herrlichen Pferden in unserer Schwadron ist nicht eins, das ihm gleich käme. Fromm wie ein Kind, stand es ruhig, sobald ich's wollte; dann aber mit Windesschnelle eilte es da-

hin, wenn das „Vorwärts!“ erscholl und das Kriegsgeschrei ertönte. In zwanzig Schlachten war das Thier mein treuer Gefährte; zweimal rettete es mich durch seine Schnelligkeit aus Lebensgefahr. Kein Hündlein kann treuer sein seinem Herrn, als mir mein Hans es war. Seine Ergebenheit, sein Gehorsam kannte keine Grenzen. Aber unaussprechlich lieb hatte ich auch das edle Thier: den letzten Bissen theilte ich mit ihm, wenn Noth war im Lager. Und wie klug war mein Hans! Wie oft und wie gern, wenn ich in eisig kalter Nacht auf Posten stand, hab' ich mit ihm geplaudert von den Gefahren, die wir mit einander getheilt, von den Schlachten, in denen wir waren. Und — ja, lacht mich nur aus damit! — verstanden hat's mich: es wandte die klugen Augen nach mir her, und nickte so gar freundlich, als hätte es sagen wollen: „Ja, ja, da war ich auch mit dabei!“ — Und heute, als das arme Thier immer tiefer versank im Schnee und wir es zu erfassen nicht mehr im Stande waren, da blickte es mich an mit seinen treuen Augen — ach! so schmerzlich, als wenn's mir hätte sagen wollen: „Du kannst mich verlassen?!“ — O, wie durchschnitt dieser Blick mein Herz! ich hätte vergehen mögen vor Traurigkeit; ich habe geweint, als wenn mir ein Mensch, als wenn mir ein treuer Freund gestorben wäre, und selbst jetzt noch, indem ich davon spreche, kommt's mir ganz heiß in die alten Augen.“

Der Feldherr blickt den greisen Krieger voll Rührung an; denn ungeachtet seiner Tapferkeit und Unerschrockenheit, ungeachtet seines harten Berufes, schlägt ihm dennoch ein gefühlvolles und theilnehmendes Herz im Busen. Die Thräne des wackern Husaren um sein geliebtes Pferd rechnet er ihm zur Ehre an. Dann tröstet er noch den Alten mit freundlich-milden Worten, und wendet jetzt sein Pferd, um sich weiter zu begeben.

Aber horch! erst schwach, dann immer stärker und stärker hört man durch die Stille der Nacht daher ein Schnauben und Keuchen. Mit Spannung blickt alles dahin, und siehe! es kommt daher gesprungen ein lediges Pferd, und — o wer hätte es gedacht! — der alte Hans ist es, wie er leibt und lebt! — Mit grenzenloser Anstrengung hat er sich hervorge-

rungen aus den Banden des Schnees. Dann, wie auf Windesflügeln, eilt er nach dem Regimente; — niemand vermag seiner Sehnsucht Grenzen zu setzen; unaufhaltsam stürmt er weiter, bis er gefunden den ihm so theuren Mann. Ihm eilt er entgegen und legt traulich seinen Kopf an die Brust des Greises.

Dieser aber steht — überrascht und erstaunt aufs höchste — er stehet, sprachlos vor Wonne, weinend und lachend vor unaussprechlicher Freude; — doch der Feldherr, den herzlichsten Antheil nehmend, blickt ihn liebreich an, den Überglücklichen, und voll innigsten Wohlwollens ruft er ihm zu: „Gute Nacht für jetzt, mein wackerer Mann; aber auf dem Schlachtfelde draußen, im Glanze der Waffen — da seh ich Euch wieder und Euren treuen Hans!"

17. Harras, der kühne Springer.

Noch herrschte ein heimliches Dämmerlicht, den nahen Tag verkündend; noch ruhte die Erde in sanftem, erquickendem Schlummer: da wurde es lebendig im vorher so stillen Thale. Verworrene Stimmen erklangen, flüchtiger Hufschlag erdröhnte und ein Geklirr von Waffen erscholl aus der Ferne. Aus der Tiefe des Waldes aber sprengte hervor ein Trupp gewappneter Streiter. Und wie das Brausen des Sturmes beim Ungewitter, so raste mit wildem Geschrei der Troß vorüber. Aber an der Spitze der Kämpfer sieht man auf einem feurig schnaubenden Rosse den Harras, den muthigen Ritter. Sie jagen auf heimlichen Wegen durch Fluren und Felder, als sei ein Kampf um die Welt ihr Ziel; sie eilen, um den Gegner nur bald zu erreichen und die feindliche Burg zu überwältigen. So stürmen sie fort im Dunkel des Waldes. Aber mit dem fröhlich aufglühenden Morgen zieht aus der Verborgenheit auch das Verderben heran; denn aus verstecktem Hinterhalte bricht plötzlich hervor der lauernde Feind mit einer doppelt stärkern Macht. Das Hifthorn ertönt, das Zeichen des Kampfes durchdringt die Luft und die gezückten Schwerter glänzen im ersten Strahle der aufgehenden Sonne. Und das Echo des Waldes giebt dumpfdonnernd den Hall der gewaltigen Streiche zurück. Furchtbar klingen die Schwerter, schwan-

kend winkt der Helmbusch, schnaubend bäumen sich die Rosse, aus tausend Wunden strömt schon das Blut hervor. Aber sie achten's nicht in der Wuth des Kampfes; keiner will sich ergeben, denn Leben und Freiheit ist ja des Kampfes hoher Preis.

Doch bald schwindet dem Häuflein des Ritters die erst so gewaltige Kraft; nicht länger vermag es zu widerstehen der Übermacht. Die meisten der Tapfern sind gefallen durch die Schärfe des Schwertes: — die Feinde erringen den Sieg. Nur Harras, unbezwingbar, gleich der Felsenburg, kämpft noch und — schlägt sich durch; sein Roß trägt ihn unaufhaltsam fort aus der Nähe der blutigen Schwerter. So jagt er zurück in das Dunkel des Waldes, irrend sprengt er weiter durch Flur und Gehege; bei der Schnelle der Flucht aber beachtet er nicht die Richtung und verfehlt den ihm kundigen Weg seiner Rettung. Da hört er aufs neue die Feinde sich nahen und schnell lenkt er abermals in die Tiefe des Forstes. Aber durch die Zweige daher scheint ein freundliches Licht ihm entgegen, und er eilt, die lichtere Stelle zu erreichen.

Da hält er plötzlich auf einer steilen Felswand; unter sich hört er das Wasser brausen: er steht am schwindelnden Rande des Zschopauthales und blickt mit Entsetzen hinab in die Tiefe. Aber jenseit des Thales, auf der Höhe des Felsens sieht er seine schimmernde Feste; freundlich einladend blickt sie dem Hartbedrohten entgegen, und sein Herz pocht in heißem Verlangen nach dem Jenseits.

Da ist's ihm, als ob ein freundlicher Ruf von drüben ertönte; doch es fehlen ihm Schwingen, hinüber zu eilen nach dem Orte der Rettung, und der Abgrund, wohl funfzig Klafter tief, schreckt das Roß zurück, es bäumt sich und will nicht fort. Und ein Schauder ergreift den so kühnen Mann. Überall umlauert ihn der Tod, denn von allen Seiten hört er die feindlichen Scharen sich nähern.

Noch sinnt er, ob er dem Tode aus Feindes Hand oder dem Tode in den Wellen sich weihe: dann aber sprengt er entschlossen vor zur jähen Felsenwand und befiehlt Gott seine Seele. Jetzt sind die Feinde da; aber das Roß bäumt sich

scheu vor dem Abgrund: doch er spornt's, daß die Fersen ihm bluten; da setzt es hinab mit seinem Reiter in die Tiefe.

Und der kühne, entsetzliche Sprung — er gelingt! Höhere Gewalten beschützen den Helden! Das Roß versinkt zwar zerschmettert in die Tiefe; doch der Ritter bleibt unversehrt und wohl erhalten. Rasch theilt er die Wogen mit kräftiger Hand; muthig steuert er dem rettenden Ufer entgegen.

Und mit offenen Armen stehen am Rande des Ufers die Seinen; voll freudigen Entzückens begrüßen sie den muthigen Schwimmer und führen ihn jubelnd der sichern Burg entgegen. — Darum, nur Muth in jeder bedenklichen Lage! — den Muthigen verläßt der Allmächtige nimmer!

18. Bischof Kollonits.

(Es möchte zum bessern Verständniß des Ganzen hier nicht überflüssig sein, zuerst mit einigen Worten der wichtigen Veranlassung zur grenzenlosen Freude der Wiener zu gedenken.)

In einer entsetzlich großen Noth befand sich einst die Kaiserstadt Wien. Schwer von den Türken belagert, zitterten die Bewohner dem Augenblicke entgegen, wo ihre theure Stadt der Gewalt der grimmigen Feinde anheimfallen könnte. Aber ein Retter erschien: der fromme und tapfere Polenkönig Johann Sobiesky zog herbei mit seinen Kriegern und vereinte sich mit den Deutschen; der Kampf begann und die Feinde wurden furchtbar geschlagen.

O wie unendlich groß war die Freude der Geretteten! Gleich der Mutter, die durch einen Berg, der über ihrem Hause zusammenstürzt, mit ihren Kindern in die größte Todesgefahr versetzt wird, und dann, sich plötzlich gerettet sehend, hinwegeilt von dem Orte des Schreckens: also stürzten in jener Zeit die geretteten Wiener aus den Thoren ihrer Stadt, als der Türke, mit Schmach bedeckt, die schimpfliche Flucht ergriff. Unaufhaltsam eilten sie in das verlassene Türkenlager, wo die reichsten Schätze in den seidenen Gezelten offen und frei umherlagen. Was des Menschen kühnster Wunsch nur zu ersinnen vermag, was kaum im glücklichsten Traume er ahnt, — alles lag hier offen vor den erstaunten Blicken in reichster Pracht als Siegesbeute.

Jeder nahm nun, was seinen Wünschen entsprach. Manchem aber wurde es schwer, zu wählen, so daß er oft lange erst sinnend dastand ohne Entschluß. Der eine nahm die kostbaren Waffen, blitzende Säbel und reichverzierte Dolche; ein anderer wählte die edelgestalteten, kühnen Araberrosse. Der Kaufmann nahm die kostbarsten Seidenstoffe, Edelsteine, Perlen, golddurchwirkte Gewänder; der Feldherr griff nach dem Zeichen der Feldherrnwürde — dem Roßschweif — und nach den Fahnen. Der Weichling erspähte die kostbare Ambra, den Balsam, das Rosenwasser; die herrlichen Reiherfächer, die Mokkabohnen, das köstliche Räucherwerk — waren das Streben seiner Sehnsucht.

Und indem nun alles voll heißer Begier um die Beute sich reißt und streitet, da tritt voll Ernst und Hoheit in des Lagers Mitte ein Bischof, der nicht aufhörte, zur Zeit der Noth zu stärken, zu pflegen, zu trösten alle, die ihm kummervoll naheten; der selbst sich nicht scheute, ohne Waffen dem Feinde die Brust darzubieten, um durch sein kräftiges Wort für die theure Stadt ein besseres Schicksal zu erstreben. Ihm gebührte wohl die Krone, ihm vor allen der reichste Theil der Beute. Darum traten voll Ehrfurcht zurück alle, die ihn sahen, und riefen freudig: „Wähle, wähle! du Theurer! dir vor allen danken wir ja des Guten so viel!“

Und der fromme Bischof breitete aus seinen Mantel, seine Arme, und rief mit großer Innigkeit: „So kommt denn alle, ihr Waisenkinder, ihr, deren Väter das Schwert des Feindes würgte, deren Müttern der Tod das Leben raubte, — kommt her zu mir! Euch wähle ich mir zum Schatze! Ihr seid mir der Schätze liebster! Darum, so kommt, ihr Armen und seid mir freundlich willkommen!“

Und als der Bischof gesprochen das schöne Wort der Menschenliebe, da eilten herbei dreihundert Kinder, die in ihm nun einen neuen Vater fanden. Mit ihnen ging er von dannen. Sie hatte er sich als köstliche Beute gewählt; ihnen ward er ein Freund, ein Beschützer, ein Helfer in der Noth.

Beigabe zur ersten Abtheilung.

Kurze Abrisse der hier enthaltenen Erzählungen, zur weitern schriftlichen Ausführung.

---

1. Die neue Kundschaft. (s. Seite 1.)

Der Wundarzt Morand zu Paris heilt aus Gefälligkeit gegen seinen Freund das gebrochene Bein von dessen Hunde. Nicht lange darauf kommt derselbe Hund, bringt einen ihm nachhinkenden Kameraden mit sich, und giebt dem Arzte bittend zu verstehen, daß er doch auch dessen Bein heilen möge. Und der gutmüthige Mann thut es.

2. Der Affe und die Katze. (s. Seite 1.)

Ein Engländer macht in Italien eine Reise. Sein Affe ist sein Begleiter. Der Reisende wird unterwegs von einem Gewitter überfallen und findet Schutz in einem Gasthofe, wo er zu übernachten beschließt. Bis zum Abendessen vertreibt er sich die Zeit mit dem Rösten süßer Kastanien. Der zuschauende Affe sucht seinem Herrn darin nachzuahmen, vermag aber die Kastanien nicht aus dem Kohlenfeuer hervorzuholen, ohne sich zu verbrennen. Durch listige und gewaltsame Anwendung einer Katzenpfote erreicht er seinen Zweck.

3. Der sich schnell resolvierende Hund. (s. Seite 2.)

In einer Universitätsstadt hatte ein Gastwirt einen zum Einholen abgerichteten und zuverlässigen Hund. (Wie wurde es mit dem Einholen gehalten?) Man wollte ihn hinsichtlich seiner Selbstbeherrschung einmal auf die Probe stellen und schickte ihn deshalb ab zum Wurstholen. Auf dem Heimwege wurde er von andern Hunden dergestalt belästigt, daß er die ihm anvertraute Wurst nicht mehr vor ihnen zu retten vermochte, und schnell war sein Entschluß in dieser Bedrängniß gefaßt. Er fraß sie selbst.

4. Die Katze unter der Luftpumpe. (s. Seite 3.)

Ein Naturforscher will die Wirkungen der Luftpumpe veranschaulichen. Zunächst nimmt er dazu eine Katze. Sie bemerkt beim Entziehen der Luft die ihr drohende Gefahr und weiß klug und beharrlich dieselbe abzuwenden. Sie rettet sich so durch ihre Umsicht und Klugheit.

5. Die Zinsenzahlung. (s. Seite 3.)

Einem reichen Landmanne im Canton Zürich hatten benachbarte Bauern Zinsen zu entrichten. Es entstand Theurung; die Bauern kamen in die größte Noth und konnten die schuldigen Zinsen nicht zahlen. Auf den Zahlungstag läßt sie der Gläubiger zu sich fordern. Sie kommen tiefbekümmerten Herzens im Gefühle gänzlichen Unvermögens der Zahlung.

Sie werden freundlich empfangen und bewirtet, aber Essen und Trinken schmeckt ihnen in ihrer gedrückten Stimmung nicht. Da verwandelt der menschenfreundliche Wirt durch ein einfaches Mittel ihren ganzen Gemüthszustand auf eine höchst erfreuliche Weise.

6. Ein Geizhals und doch ein Menschenfreund. (s. Seite 4.)

Godinot, ein Geistlicher zu Rheims, wurde allgemein für einen Geizhals gehalten. Bei einer reichlichen Einnahme lebte er sehr kärglich und bittende Arme wies er ab. Das desfallsige harte Urtheil ließ er ruhig über sich ergehen und strebte nur nach Vermehrung seiner Habe.

Endlich hatte er 100,000 Gulden zusammengespart. Die ganze Summe aber verwandte er, da es seiner Vaterstadt an gutem Trinkwasser fehlte, zur Herstellung einer Wasserleitung. Jetzt erkannte man allgemein den edeln Sinn des Mannes; man schätzte ihn hoch als den Wohlthäter der Stadt und hielt sein Andenken stets in Ehren.

7. Der Affe und der Bullenbeißer. (s. Seite 5.)

In einer Stadt Englands fand ein öffentlicher Kampf statt zwischen einem Affen und einem Bullenbeißer. Verschiedene Wetten hinsichtlich des Sieges waren gemacht. Dem

Affen war als Waffe ein fußlanger Knüppel zugestanden. Eine große Menge Zuschauer hatte sich versammelt. Der Affe empfing seine Waffe und wurde zur Vorsicht ermahnt. Der Hund verfehlte seinen Gegner und dieser benutzte den günstigen Augenblick und überwandt den viel stärkern Hund.

8. **Das preisgegebene Pferd.** (s. Seite 6.)

Ein Fuhrmann hat ein Pferd, das ihm durch seine Bösartigkeit mancherlei Verdrießlichkeiten verursacht. Eines Abends werden die Fuhrleute unterwegs von drei Wölfen angefallen, und man vereinigt sich schnell, denselben das bösartige Pferd preiszugeben, um weitern Schaden zu verhüten. Dem darauf fortgejagten Pferde eilen die Wölfe nach, und bald sind sie den Blicken der Nachsehenden entschwunden.

Beim Abendessen im Wirtshause, indem die Fuhrleute noch von dem Überfalle sprechen, hören sie ein Klopfen an der Hausthür, und — das fortgejagte Pferd stellt sich wieder ein.

9. **Der Tiger und das Hündchen.** (s. Seite 6.)

Ein amerikanischer Schiffscapitain hat einen Tiger. Täglich läßt er demselben einen Hund vorwerfen, mit dem der Tiger verfährt, wie die Katze mit der Maus.

Eines Tages wird ihm auch ein kleiner Hund vorgeworfen, der ihn aber feindlich anfällt. Das Unerwartete dieser Erscheinung macht dem Tiger Spaß; er läßt den Kleinen gewähren und findet Wohlgefallen an ihm. Dann sucht er ihm Vertrauen einzuflößen, und von der Zeit an leben beide Thiere in unzertrennlicher Freundschaft.

10. **Die Umwandlung.** (s. Seite 7.)

Kunz, ein armer Bauer, hat für Lohn den Transport einer Ladung nach der Stadt übernommen. Durstig und erschöpft kommt er unterwegs beim Wirtshause an und erquickt sich zufrieden an Bier und Brot.

Während dessen kommt ein reicher Herr vorgefahren. Seine Diener bringen ihm kostbare Speisen in den Wagen, die er genießt. Der Anblick hiervon erweckt in Kunz Unzufriedenheit mit seiner Lage. Der Herr im Wagen bemerkt

es und bietet dem Unzufriedenen einen Tausch ihrer beiderseitigen Lage an. Kunz ist sogleich bereit, denselben einzugehen. Als er aber sieht, wie der Reiche an beiden Füßen gelähmt ist und nicht ohne große Beschwerlichkeit und Hülfe fortzukommen vermag, da ändert sich plötzlich Kunzens Verlangen und seine Gemüthsstimmung. Völlig umgewandelt fährt er weiter.

11. Die Katze und der Fleischerhund. (s. Seite 9.)

Eine Katze hat mit ihren Jungen ihre Lagerstätte unter der Treppe im Wirtshause eines Dorfes. Da kommt der Fleischerbursche aus der Stadt in Geschäften seines Lehrherrn und in Begleitung seines großen Hundes ins Haus. Der Hund geräth beim Umherstöbern vor den Eingang der Katzenwohnung. Er zeigt sich feindselig. Die Katze kommt seinem Angriffe zuvor und versetzt ihn durch ihre Art zu reiten, in große Angst und Bedrängniß. Durch das Hinzukommen anderer Hunde sieht er sich endlich befreit. Aber der Katzenritt bleibt ihm zeitlebens eine Warnung.

12. Der herausgeforderte Eisbär. (s. Seite 10.)

Ein brittischer Wallfischfänger lag nicht weit von Grönland an einem Eisfelde vor Anker. Ziemlich weit vom Schiffe bemerkte man einen Eisbären. Ein großprahlerischer Matrose erklärt, es mit demselben aufnehmen zu wollen. Vorstellungen und Warnungen dagegen verachtet er, sucht aber Muth in seiner Rumflasche. Mit einer Wallfischlanze bewaffnet, geht er dem Bären entgegen. Unterwegs kommt er zur Besinnung und sein tollkühner Muth verschwindet gänzlich. Auf sein herausforderndes Gebaren kommt der Bär ihm näher. Der Matrose begiebt sich in größter Angst auf die Flucht, und nur durch das Hintersichwerfen einzelner Gegenstände, die des Verfolgers Aufmerksamkeit reizen, und durch den Schutz seiner Kameraden wird er gerettet. Der Vorfall war übrigens nicht ohne Nutzen für ihn.

Eine **Beigabe zur zweiten Abtheilung** in der Weise, wie beim ersten Bändchen schien dem Herausgeber hier nicht erforderlich. Die hier vorkommenden **Briefe**, die, um das jugendliche Interesse daran zu steigern, in **Briefwechselform** zusammengestellt sind, sollen zunächst durch Benutzung zur Lectüre von förderndem Einflusse auf die Bildung des Stiles sein; bei weiterer Anwendung aber zu schriftlichen Arbeiten wird es für den schon vorgerückten Schüler genügen, wenn er nach wiederholtem aufmerksamem Durchlesen des zur Nachbildung aufgegebenen Briefes nach eigenem Ermessen sich die wesentlichsten Punkte desselben notiert und vor dem Beginn der Arbeit dem Lehrer zur Ansicht vorlegt.

Beigabe zur dritten Abtheilung.

Umzuschreibende Gedichte.

---

1. Der Schwan und die Krähen. (s. Seite 94.)

Ein Schwan, der, unbekannt mit seinem eignen Werth,
Auf seine Farbe, weiß wie Schnee,
Nie Stolz in seiner Brust genährt,
Sie rein nur zu erhalten suchte, ruderte
In seiner Unschuld hin auf stillem See.
Ihn sah ein Haufen schwarzer Krähen.
So weiß, so reizend ihn zu sehen,
Und sich so schwarz, so voller Häßlichkeit,
Das, dachten sie, erfüllt von Neid
Und Bosheit, ist nicht auszustehen.
„Was“ krächzten sie „fällt dieser Gans denn ein,
Stets so geputzt, so weiß zu sein!
Mein lieber Geck, meint er, er darf uns trutzen?
Das glaub' er nicht, Herr Gänserich,
Wart', guter Freund, wir wollen dich schon putzen!
Du sollst geputzt sein, denk an mich!“
So höhnten sie den armen Schwan und füllten
Mit Koth die Schnäbel alle an,
Und schleuderten voll Grimm ihn auf den Schwan
Und lachten laut. „Nicht wahr,“ fing eine an,
„Nicht wahr, ha! ha! wir können schön vergülden!“
Der Schwan sah sie mit einem Blicke
Voll Mitleids und Verachtung an:
„Besudelt habt ihr nur euch selbst durch eure Tücke;
Das thut mir leid, denn sonst ist mir daran,
Was ihr mir thatet, nichts gelegen.“
So sprach der edle Schwan mit kaltem Blut

Und tauchte sich in die kristallne Fluth,
Und kam darauf in einem Augenblick
Noch weißer als zuvor, zurück.
Die Krähen hätten bersten mögen. Fr. Schmitt.

2. Der edelmüthige Fleischer (s. Seite 95.)

Begleitet von zwei treuen Hunden,
Ging Schnell, ein Fleischer, über Land;
Schon waren ihm nach wenig Stunden
Die Türme seiner Stadt verschwunden,
Als in dem Wald, durch den sein Weg sich wand,
Ein Mann mit Knotenstock, im Blicke
Mehr tiefen Gram als Herzenstücke,
Bescheiden flehend vor ihm stand:
„Freund, nur ein Kleines einem Armen!
Gott näher bringt Euch das Erbarmen.“
Schnell wendet sich und zieht hervor
Ein Silberstück, — als übers Ohr
Der Unhold ihn mit einem Schlag
Zu Boden schlägt. Der Fleischer lag
Betäubt, und auf dem Punkt, beraubt zu sein.
Die Hunde stürzen drauf gleich auf den Mörder ein,
Zerfleischen schrecklich ihn und zerr'n
Ihn endlich bis zum nahen Sumpf;
Dann fliegen sie zurück zu ihrem Herrn,
Der noch an allen Sinnen stumpf
Am Boden lag; beriechen und belecken,
Um ihn ins Leben zu erwecken,
Ihm freundlich Händ' und Angesicht.
Schnell wachet auf, sieht seinen Mörder nicht,
Doch findet er sein Geld und seine Hunde,
Fühlt keine Beule, keine Wunde,
Und wandert seines Weges fort.
Urplötzlich dringt aus einem nahen Ort
Ein kläglich Wimmern ihm zu Ohren.
Er geht dem Laute nach, und sieht
Den Räuber blutend und verloren,
Wenn niemand rettet. Hochentglüht

Von Menschlichkeit und Tugend, bringet
Er seinen Mörder an das Land; er ringet
Ihm Haar und Kleider aus und jagt
Die Hunde fort; worauf er endlich fragt:
„Was that ich dir, daß du mich schlugest,
Und friedlich nicht ein klein Geschenk von mir
Zurück in deine Hütte trugest?“ —
„Erbarmen!“ sprach der Räuber hier;
„Ich that's, weil höchster Grad der Noth
Die Wahl mir ließ von mein und deinem Tod.“ —
„Ich könnte,“ sprach der edle Fleischer hier,
„Ich könnte jetzt auf Tod und Leben
Dich den Gerichten übergeben;
Doch, armer Mann, Verzeihung dir!
Nimm diesen blanken Thaler hier,
Und ruhig eil' dann fort von mir;
Kein Mensch soll wissen, was sich hier begeben.“

Engelschall.

3. Der Gerichtsverwalter. (s. Seite 96.)

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Trug seinen dicken Bauch tiefkrächzend über Land,
Und rief, als er von Regenschauern
Ein Bächlein angeschwollen fand,
Dem nächsten Ackersmann: „Mein Lieber!
Kommt her und tragt mich da hinüber!“
Der Bauer kam im schnellsten Lauf:
„Gestrenger Herr, gleich will ich Ihnen
Als Leibroß unterthänig dienen!
Und lud den Actenreiter auf.
Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlichst der Ritter sprach:
„Ich will's vergelten, lieber Alter,
Werd' ich aufs neu Gerichtsverwalter.“
Da stand sein Leibroß still und fragte: „Was sagt Er?
Ist Er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?“ —
Ach, wißt Ihr's nicht?“ begann der Rundbauch jetzt zu klagen,
„Ich ward entsetzt vor wenig Tagen.“ —

Platsch! warf den alten, dicken, dummen Veit
Der Bauer in den Fluß, und höhnt' ihn: „Laßt mir's sagen,
Wenn Ihr aufs neu Gerichtsverwalter seid;
Alsdann will ich Euch weiter tragen.“ Langbein.

4. **Der Vater und die drei Söhne.** (s. Seite 96.)

An Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne gleich.
„Ein Diamant ist's,“ sprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edeln That
Darauf den größten Anspruch hat.“ —
Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drei Monden waren kaum vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Drauf sprach der älteste der Brüder:
„Hört', es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' ein'gen Schein mir an;
Ich gab es ihm getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?“ —
„Du thatst, mein Sohn, was sich gehört,“
Ließ sich der Vater hier vernehmen;
„Wer anders thut, der muß sich schämen;
Denn ehrlich sein ist unsre Pflicht.
Die That war gut, doch edel nicht.“
Der zweite sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einstmals unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See;
Ich stürzt' ihm nach, zog's in die Höh
Und rettete des Kindes Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugniß geben.“ —
„Du thatest,“ sprach der Greis, „mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind.“
Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen

An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stand in meiner Hand.
Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke." —
„O," rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein! — Welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!" Gellert.

5. Der arme Schiffer. (s. Seite 97.)

Ein armer Schiffer stak in Schulden
Und klagte dem Philet sein Leid.
„Herr," sprach er, „leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
„Hier," spricht er, „nimm es hin und brauch' es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen
Und ein Betrüger sein? — Vielleicht. —

Doch nein! Hier kommt der Schiffer gleich.
„Herr," fängt er an, „erfreuet Euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch Euer Geld gewann.
Ich bitt' Euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seid ein gar zu wackrer Mann!"

„O," spricht Philet, „ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Rathe ziehn;
Allein, ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen."

Der Schiffer sieht ihn an und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
„Hier," spricht er, „ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden, — nehmt sie hin
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dies Glück verdank' ich Euch allein!
Und wollt Ihr ja recht gütig sein,
So leiht mir wieder funfzig Gulden."

„Hier," spricht Philet, „hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen;
Ein Mann, der Treu' und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sei du mein Freund! das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein;
Die sollen deinen Kindern sein."

Gellert.

6. Ibrahim. (s. Seite 99.)

Eh' Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von sich stieß,
Floß Omar's junges Heldenblut
Durch Gusmann's Ritterspieß.

Aus Furcht vor Rache (reich und groß
War jener Saracen,)
Floh Gusmann und blieb athemlos
Vor einem Garten stehn.

Hoch war die Mauer, doch er schwang
Sich wie ein Pfeil hinein,
Und fand in einem Bogengang
Den Herrn des Guts allein.

Er fleht' um Schutz. Mit seinem Stab
Schlug Emir Ibrahim
Voll Ernst jetzt eine Pfirsich ab
Und theilte sie mit ihm.

„Nimm hin," sprach er, „du bist mein Gast!
Dies ist des Schutzes Pfand,
Den du von mir zu hoffen hast,"
Und gab ihm seine Hand.

Doch plötzlich rief ein Mütterlein
Den edeln Greis hinaus;
Er schloß, um unentdeckt zu sein,
Den Gast ins Gartenhaus.

Drei Stunden harrt er hier voll Gram, —
Ihm scheint kein Mondenlicht, —
Bis sein Beschützer wieder kam
Mit Thränen im Gesicht.

„Den du erschlugst, grausamer Christ,"
Sprach er, „der war mein Sohn;
Schön ist die Rache, — schöner ist
Gehaltner Treue Lohn."

„Fleuch! Vor dem Gartenthore steht
Mein bestes Pferd. Man sucht
Dich an der See. Fleuch nach Toled!
Gott schütze deine Flucht!" —

Siehst du im Greis den halben Gott?
Wer wohlthut seinem Feind, —
Mein Kind, wär' er ein Hottentot, —
So ist er Gottes Freund.

Pfeffel.

7. Der Informator. (s. Seite 100.)

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
„Ich," sprach er, „und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führ' Er sie treulich an.
Er sieht, es sind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird Er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich sein.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dies laß Er sie fein fleißig treiben,

Und präg' Er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kann's Ihm nicht so recht beschreiben;
Allein Er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:
Dies macht bei aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön;
Erfüll' Er also meine Bitten.
Hier geb' ich Ihm ein Stübchen ein,
Und was Er braucht, das soll zu Seinen Diensten sein."
Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Wie hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlichte Haus
Oft Kinder mit den größten Gaben?
Und bildete die Kunst den Marmor aus, —
Was würden wir für große Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' jetzt, verdient als Staatsmann, seinen Orden;
Wohl mancher, der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Mann geworden,
Als du, vornehmer Held, es bist.
Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als ob's die Pflicht der Väter wär'.
Nun war ein Jahr vorbei. — „Herr," sprach der gute Bauer,
„Was soll für Seine Mühe sein?" —
„„Ich fordre dreißig Thaler."" — „Nein,
Nein," fiel der Alte hitzig ein,
„Sein Informatordienst ist sauer.
So krigte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah' so viel, als der Gelehrte krigt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen mir ja durch ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;

So wenig giebt kein Ehrenmann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben
Und mich von Herzen gern dazu verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch das! Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden."

Hat sich dies wirklich zugetragen?
Ja wirklich! glaub' es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Allein dies wär' für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gulden giebt. Gellert.

8. Sanct Menrad. (s. Seite 101.)

Tief in einer stillen Wüste,
Dort im lieben Schweizerland,
Steht ein alterndes Kapellchen
Nebst dem moosbewachs'nen Zellchen
An der rauhen Felsenwand.

In der kleinen Klause lebte
Vor uralter, grauer Zeit
Menrad mit den Silberhaaren,
Reich an Tugend und an Jahren,
In dem Ruf der Heiligkeit.

Wenn noch kaum die Morgenröthe
Durch die Tannenwipfel drang,
Tönete schon laut und helle
In dem Thürmlein der Kapelle
Seines Glöckleins frommer Klang.

Gott weiht' er den goldnen Morgen,
Kniete, himmelwärts den Blick,

Am Altare manche Stunde,
Sang auch oft mit frohem Munde
Gottes Lob, der Tugend Glück.

Drauf ging er ins kleine Gärtchen,
Grub es um mit eigner Hand,
Setzt' und tränkte manche Pflanze,
Bis der Mond mit hellem Glanze
An dem dunkeln Himmel stand;

Saß dann in der Gartenlaube
An dem Tisch mit frommem Dank,
Aß genügsam, froh und heiter
Selbstgebaute Frücht' und Kräuter,
Und die Quelle war sein Trank.

Doch das liebste der Geschäfte
War ihm armer Wandrer Pfleg',
Herzenslust ihm, die Verirrten
In der Zelle zu bewirten,
Sie zu führen auf den Weg.

Weit und breit im ganzen Lande
Ward als Vater er geehrt;
Mancher kam mit schwerem Herzen,
Fand hier Lindrung seiner Schmerzen,
Ging getröstet und belehrt.

Selbst des wilden Waldes Thiere
Ehreten den Gottesmann,
Hüpften froh um ihn mit Schmeicheln,
Ließen wohl von ihm sich streicheln,
Blickten ihn so traulich an.

In des Winters rauhen Tagen
Kamen arme Vögelein
In die warme Zelle gerne.
Pickten hingestreute Kerne,
Flogen heimisch aus und ein.

Doch vor allen ein Paar Raben,
Fast als hätten sie Verstand,

Waren herzlich ihm gewogen,
Kamen an den Tisch geflogen,
Aßen zahm aus seiner Hand.

So floß, wie am nahen Felsen
Durch des Thälchens sanftes Grün
Sich ergoß die Silberquelle,
Still und ruhig, rein und helle
Seine Lebenszeit dahin.

Einst vor Tagesanbruch kniete
Er vor dem Altar so da,
Auf dem, in der Jungfrau Armen,
Voller Huld und voll Erbarmen,
Man den Himmelsknaben sah.

Eine Silberlampe brannte
Vor dem lieblichen Gemäld',
Die ein Ritter, dessen Wunden
Menrad liebevoll verbunden,
Einst dem Kirchlein zugestellt.

Während so der Alte betet,
Stürzt herein ein Räuberpaar;
Unter ihren Mörderhänden
Muß er, ach! sein Leben enden;
Blutbespritzt steht der Altar.

Mit der schweren Ampel schleichen
Scheu die Mörder sich davon,
Dem Gerichte zu entlaufen,
Und das Silber zu verkaufen,
Ihrer Mordthat Sündenlohn.

Aber horch! welch ein Gekrächze,
Das so schau'rlich Rache ruft!
Sieh, die treuen Raben eilen
Schnell, gleich abgedrückten Pfeilen,
Kläglich schreiend durch die Luft.

Wild die schwarzen Flügel schlagend,
Stürmen rauschend sie heran,

Und mit scharf gespitzten Krallen
Und mit starken Schnäbeln fallen
Wüthend sie die Mörder an.

Fruchtlos trachten die zu fliehen,
Schutz zu suchen fern und nah;
Sie, die Schreckensvögel weichen
Keinem Drohen, keinen Streichen —
Immer sind sie wieder da.

Armer Hirten Söhne wurden
Dieses Schauspiel bald gewahr;
„Seht, des frommen Menrads Raben!"
Schrieen die erschrocknen Knaben,
Und schon kommt der Hirten Schaar.

Fest mit starken Fäusten greifen
Sie das freche Mörderpaar,
Führen sie zu Menrads Zelle,
Finden dort in der Kapelle
Menrads Leichnam am Altar.

Wie versteinert stehn die Hirten,
Todtenblässe im Gesicht,
Drauf in furchtbarem Gedränge
Führet ihre ganze Menge
Fort die Mörder, vor Gericht.

Schnell wie Gottes starker Donner
Schwer von Berg zu Berge hallt,
Breitet sich die Trauersage,
Schrecken, Angst und laute Klage
Rings umher durch Feld und Wald.

Sieh, der Landvogt, ernst und strenge,
Sitzt schon auf dem Richterthron,
Rings umstürmt ihn Volksgetümmel,
Und an Gottes hohem Himmel
Siehet man die Raben schon.

Durchs Gedränge schleppt die Mörder
Jetzt die Hirtenschaar herbei,

Bringet vor die schwere Klage;
Wie zum Zeugniß der Aussage
Tönt der Raben Rachgeschrei.

Bleich und zitternd stehn die Mörder,
Leugnen nicht den blut'gen Mord;
Staunend schweigt der Richter lange,
Stille horcht das Volk und bange,
Endlich — horcht! — nimmt er das Wort.

„Gott, du bist!" — ruft er mit Eifer,
„Und gerecht ist dein Gericht!
Zittert, heimliche Verbrecher!
Gott ist böser Thaten Rächer —
Ziehet alle einst an's Licht!"

Schaudernd stand die bange Menge,
Tief durchdrang, gleich einem Pfeil,
Furcht sie vor dem höchsten Richter,
Und das Haupt der Bösewichter
Fiel, wie rechtens, unterm Beil.

Chr. Schmid.

9. Das Pagenbette. (s. Seite 104.)

Auf dem festen Königsteine
Rauscht die Freude durch den Saal,
Und viel hohe, liebe Gäste
Sitzen rings beim Festesmahl;
Und inmitten weilt der Kurfürst,
Traulich fließen Wein und Wort,
Also fliehet Stund' an Stunde
Auf der Freude Flügel fort.

Draußen aber sitzt der Page,
Zählt die Glockenschläge bang',
Zu verlöschen droht die Lampe,
Und die Zeit wird ihm so lang.
Immer noch weilt der Gebieter
In der Zecher lautem Kreis,
Schlaf befällt den Knaben, daß er
Nimmer sich zu helfen weiß.

Rasch springt er vom weichen Sitze,
Eilet in des Zwingers Nacht.
Und erhebt das müde Auge
Zu des Himmels Sternenpracht.
Sein Gebet schickt er nach oben,
Wie er's pflegt, geht er zur Ruh,
Und aufs neue naht der Schlummer,
Drückt ihm sanft die Augen zu.

Unbewußt wirft er sich nieder,
Ihn umgaukelt schon der Traum,
Ruhet sanft, gleich hart gebettet
Auf des Felsens knappem Raum.
Strecket unbesorgt die Glieder
Von des Tages Mühen aus,
Über ihm die ew'gen Sterne,
Unter ihm das tiefe Graus. —

Eben endet das Gelage,
Denn der Morgen ist schon nah,
Und der Fürst ruft nach dem Pagen;
Doch der Page ist nicht da.
Durch des Schlosses weite Hallen
Eilen Diener her und hin,
Suchen, rufen nach dem Pagen,
Aber keiner findet ihn.

Weit aus Osten schaut der Morgen;
Mit den Augen, licht und klar,
Eine Wache, hoch vom Turme,
Wird den Schläfer jetzt gewahr,
Sieht ihn ruhig schlummernd liegen
Auf des Felsens schmalem Rand,
Rings umdräuet von Gefahren,
Doch beschützt von Engelshand.

Und die Burg durchdringt die Kunde,
Selbst der Kurfürst eilt herbei,
Sieht mit Staunen, unentschieden,
Ob's ein Traum, ein Wunder sei.

Läßt den Pagen eng' umstricken,
Zu bewahren ihn vor'm Fall,
Läßt ihn wecken mit Trompeten
Und mit lautem Paukenschall.
Und der Knab' erwacht; — von tausend
Stimmen hört er, was geschehn,
Stürzt zu des Gebieters Füßen,
Sich Vergebung zu erflehn.
Gott sei für! mit dem zu rechten,
Den so schützt des Höchsten Macht,
Engel trugen auf den Händen
Und der Vorsicht Aug' bewacht!
Also spricht der fromme Kurfürst. —
Ruhmvoll wird des Pagen Lauf;
Ihn bedeckt des Herrschers Gnade,
Nimmt in Herz und Rath ihn auf.
Und die wundervolle Sage
Geht im Volk von Mund zu Mund;
Jener Fels: das Pagenbette
Heißt er noch zu dieser Stund'.

J. Langer.

10. Peter in der Fremde. (s. Seite 106.)

Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dies Wagestück zu hintertreiben,
Der Mutter immer schwerer fällt.
„Was willst du — spricht sie — draußen machen?
Du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all' deine Sachen
Der erste, beste Bösewicht." —
Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Sein längst gesung'nes Reiselied.
Er meint: die Fremde nur macht Leute!
Nicht in der Nähe wohnt das Glück;
Drum sucht er's auch recht in der Weite,
Doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Zu Hülfe ruft man alle Basen,
Und jede giebt dazu ihr Wort;
Doch Peter läßt nicht mit sich spaßen,
Der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an,
Der reiste nie, und ist nicht dummer,
Als mancher weit gereiste Mann."

Doch Peter läßt sich nicht bewegen,
So daß zuletzt der Vater spricht:
„Nun gut, ich wünsch' dir Glück und Segen!
Fort sollst du! — doch nun säum' auch nicht." —
Nun geht es an ein Emballieren
Vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
Das dickste Band um seinen Zopf.

Jetzt endlich ist der Tag gekommen,
Gleich nach dem Essen geht er heut;
Voraus ist Abschied schon genommen,
Und alles schwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit ihm geben
Bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirtshaus eben,
Hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen,
Und still wird Peter, mäuschenstill;
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Und Peter seufzt: „Nun, wie Gott will!"
Er muß die Augen öfters reiben,
Nimmt Abschied noch einmal recht schön
Und sagt: Man soll nur sitzen bleiben;
Denn weiter laß er keinen gehn.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
Obgleich es ihn beinahe reut;
Nach jeden hundert Schritten steht er
Und denkt: „Wie ist die Welt so weit!"

Das Wetter will ihn auch nicht freuen,
Es weht der Wind so rauh und kalt;
Er meint: Es könne heut noch schneien,
Und schneit's nicht heut, so schneit's doch bald.

Jetzt schaut er bang zurück, — jetzt geht er
Und sinnt: wie weit er heut wohl reist;
Jetzt kommt ein Kreuzweg, ach! da steht er,
Und niemand, der zurecht ihn weist.
„Ach!" seufzt er, „so was zu erleben
Gedacht ich nicht! — daß Gott erbarm!
Hätt' ich der Mutter nachgegeben,
So säß ich jetzt noch weich und warm."

„Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen!
Ich war doch wirklich toll und dumm!
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt' ich an diesem Kreuzweg um!" —
Und rasch beschließt er, sich zu drehen,
Wie, wenn man was vergessen hat,
Und rennt — ich hätt' ihn mögen sehen, —
Zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen
Im Wirtshaus noch in guter Ruh;
Bekämpften ihren Gram durch Essen
Und tranken tief gerührt dazu.
Doch Peter ließ sie gern beim Schmause,
Ihn reizte nur der Heimat Glück;
Drum läuft er spornenstreichs nach Hause
Auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne
Sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
Incognito noch in die Stadt.
Doch kaum ist er nun heimgekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus;
Das hätt' er übel fast genommen, —
Allein, er macht sich nichts daraus.

Man scherzt: „Du mußt mit Meilenschuhen
Gewandert sein; — drum setz' dich auch
Nun hintern Ofen, um zu ruhen,
Und pfleg' am Brotschrank deinen Bauch."
Er thut's. — Jetzt treten seine Eltern
Betrübt zur Stubenthür herein.
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach Gott! wo mag mein Peter sein?"

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
„Was klagt ihr denn? — hier bin ich ja!" —
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
Die Stirn' und spricht: „Schon wieder da? —
Nun, wie ich dachte, ist's geschehen;
Die Mutter war nur wie verwirrt,
Ich hab's dem Burschen angesehen,
Wie weit die Reise gehen würd'." —

Die Mutter jubelte, durchdrungen
Von frommem Dank: „'s ist besser so!
Nun hab' ich wieder meinen Jungen
Gesund zu Haus, deß bin ich froh!"
Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneit',
Und wär' der Kreuzweg nicht gekommen,
So wär' ich jetzt, wer weiß, wie weit!"

Eberhard, (nach Grübel).

11. Der reichste Fürst. (s. Seite 109.)

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,

„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!"
„Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Baiern sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euern'
Wohl nicht steht an Schätzen nach."
Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge, silberschwer;
Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß." —
Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der Reichste;
Euer Land trägt Edelstein!"

J. Kerner.

12. Der Ritter und der Löwe. (s. Seite 109.)

Walter von Turm, in mancher Schlacht
Ruhmvoll durch Muth und Sieg,
Zog mit des Christenheeres Macht
Ins heil'ge Land zum Krieg.
Das Grab, worin der Heiland schlief,
Auch ihn zur frommen Kreuzfahrt rief.
Einst irrt' er da durchs Feld allein,
In sich versenkt, umher,
Ihn zog's zum dunkeln Wald hinein,
Hinab, fern ab vom Heer.
Horch! was mit Staunen und mit Graun
Des Ritters Augen hier erschaun!
In wildem Streit ein Löwe rang
Mit dumpfem, brüllendem Laut,
Auf eine Schlange, riesenlang,
Die grimmigen Klau'n er haut;
Sie bäumt sich hoch im heißen Kampf
Und speiet zischend gift'gen Dampf.

In grausen Ringen fürchterlich
Den Löwen sie umwand;
Du edler Leu, wer rettet dich? —
Dich rettet Rittershand:
Der zerhieb die Schlang' mit gutem Schwert,
Und der edle Leu blieb unversehrt.

Er aber hat auch edeln Sinn,
Von Danke glüht sein Blick,
Er schaut auf seinen Retter hin:
„O scheuch mich nicht zurück!"
Und wo fortan der Ritter ritt,
Auch neben ihm der Löwe schritt.

Und stritt für ihn im Schlachtenfeld —
Ein treuer Kriegsgenoß —
Und hütet nächtlich vor dem Zelt
Den Ritter und sein Roß,
Und lässet nimmer von dem Mann,
Der keck das Leben ihm gewann.

Zog mit ihm aus dem heil'gen Streit
Hinab zum Meeresstrand,
Wo zu der Heimfahrt schon bereit
Das Schiff dem Pilger stand,
Und scheut nicht tiefer Wogen Blau
Und nicht des Schiffes Riesenbau.

Will folgen treu dem Rittersmann,
Der schon das Schiff betrat;
Die Schiffer packt Entsetzen an,
Als kühn der Löwe naht:
Sie stoßen furchtsam schnell vom Land,
Verlassen steht der Leu am Strand.

Und schaut hinaus mit düsterm Blick,
Und stürzt hinab in die Flut.
Der Ritter mit Thränen schaut zurück, —
Er war dem Leuen so gut;
Der blickt ihn an: „O Ritter, habt Dank
Für alles Gute!" — und versank. —

Bockshammer.

13. Woltemade. (s. Seite 110.)

(Die hier erzählte Begebenheit hat sich zugetragen am Vorgebirge der guten Hoffnung am 1. Juni 1773.)

Die Lüfte erbrausen, es rollen die Wogen,
Es haben die Wolken den Himmel umzogen,
Und Stimmen ertönen aus tobenden Wellen,
Die grimmig die Wände des Schiffes zerschellen;
Es schwellen die Fluten am schäumenden Strande
Und wälzen die Leichen im treibenden Sande.
Die Menge erblickt das nahe Verderben;
Den Preis des Erretters will keiner erwerben.
Da nahet ein Landmann auf muthigem Pferde
Und blickt in den Kampf zwischen Himmel und Erde;
Ob silbern die Locken den Nacken umgeben, —
Er fühlet in Liebe den Busen erbeben.
Im frommen Vertrauen durchbricht er die Wellen,
Die zischend das Roß und den Reiter umschwellen;
Bald ist er zum brechenden Schiffe geschwommen,
Den Armen ein rettender Engel gekommen.
Und zweie ergreifen die triefenden Mähnen,
Und danken am Ufer dem Retter mit Thränen.
Er kehret zum Meere, und — siebenmal ringend,
Bezwingt er die Fluten, Gerettete bringend.
„Halt, muthiger Schwimmer, den schnaubenden Rappen,
Sonst möchte der gierige Schlund ihn erschnappen!“
Da rufen vom Schiffe die Stimmen der Armen:
„Wir sinken! wir sinken! — Erbarmen! Erbarmen!“
Aufs neue bekämpft er die brandenden Wellen,
Die tobend den keuchenden Rappen umschwellen.
Ha, wehe! es stürzen sich dreie hernieder, —
Zu viel für des Rosses ermattende Glieder!
Es brausen die Wogen in grausenden Wogen,
Und Reiter und Roß sind dem Auge entzogen.

Möller.

14. Die Kuh. (s. Seite 111.)

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen;

Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen!
„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret!"
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin:
Die Kuh, die bisher sie ernähret.
Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern gesättigt in Fülle;
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.
Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.
Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.
Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh,
Schwer abgemüdet im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.
Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen:
„O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn!"
So schluchzte sie nieder ins Kissen.
Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen;
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.
Doch horch! auf Ohr und auf Herz, wie ein Stein,
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle;
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.
„O Himmel! verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht meine Verbrechen!"
Sie wähnt, es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählig der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel! erbarme dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!“
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer,
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu;
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden.“

„Gott hat es ihm gnädig verliehen, die Noth
Der Armen so wohl zu ermessen;
Gott hat ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er allein nicht essen.“ —

Mir däucht', ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen;

Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.
„So," schwur mir ein Maurer, „so ist es geschehn."
Allein er verbot mir den Namen.
Gott laß es dem Edeln doch wohlergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

Bürger.

15. Der Lohn. (s. Seite 114.)

Es flaggen die Masten im Hafen von Brest,
Es singen die frohen Matrosen;
Wie glänzen die Taue, wie spielet der West
Im Segel mit fächelndem Kosen!
Wie strahlet die Sonne vom himmlischen Bogen
Ihr Bildniß hinab in die grünlichen Wogen
Und reget und fachet in jeglicher Brust
Die wogende, kräftige Lebenslust.

Habt acht! ihr rüstigen Männer der See;
Es steigen des Donners Gewölke
Wie streitende Ritter hinauf in die Höh'
Zum Kampfe am Himmelsgewölbe.
Es steigen und fallen die schäumenden Wellen,
Die tosend am felsigen Ufer zerschellen.
Hab' acht! du Wächter auf warnendem Turm;
Es nahet, es brauset, es raset der Sturm!

Hilf Himmel! wer treibet im leichten Kahn
Auf weitgeöffnetem Grabe?
Ein junges Weib, in verzweifeltem Wahn,
Und mit ihr ein blühender Knabe;
Das Ruder regierend mit zitternder Rechten,
Erhebt sie den Blick zu den ewigen Mächten,
Und fest am Herzen, mit Angst umspannt,
Erhält den Knaben die linke Hand.

Wer hilft der Armen in letzter Noth? —
Hinaus, ihr Männer der Schiffe!
Schon naht sie dem grausig gähnenden Tod
Am schroffen, felsigen Riffe.

Wohl sieht es die Menge mit starrem Grauen;
Doch keiner will sich der That vertrauen.
„Die rettete selbst nicht Courlot's Muth,
Der sechzehn Leben errang aus der Flut!“

Und Courlot tritt an das Ufer vor
Und fordert: „Gebt mir den Nachen!“
„Was?“ rufet das Volk in lautem Chor,
„Du willst in den tödtlichen Rachen?! —
Bedenke dein Weib auf dem Eiland drüben,
Bedenke den Knaben, den holden, den lieben,
Wenn heim sie kehren zum trauten Herde,
So läßt du sie weinen auf Grabeserde!“

„Zum greisen Vater nach Oleron hin
Ist Margot, die holde, gezogen,
Heim kehret sie morgen mit hoffendem Sinn;
Doch die Hoffnung hat sie betrogen! —
Halt ein, o Courlot, die Kraft erlieget!
Schon sechzehnmal hast du den Tod besieget!
Nie nahmst du Gold, — wo ist dein Lohn?
Dein Blut gehöret für Weib und Sohn!“

Doch Courlot stürzt in den Kahn hinein
Und furchet die schäumenden Wellen,
Und naht sich dem fährlichen Klippenstein,
Wo brandend die Fluten zerschellen.
Da sinket die Schifferin sinnlos nieder,
Und Wellen ergreifen die sterbenden Glieder;
Doch Courlot, im Nu, mit dem Arme geschwind,
Fasset errettend das Weib und das Kind.

Und bringet sie glücklich zum Ufer zurück,
Empfangen von jubelnder Menge;
Und Mutter und Kind erheben den Blick —
Da wird ihm der Busen zu enge:
Entzückend preßt er an seine Brust
Sein Weib, sein Kind mit Himmelslust!
„Dich preis' ich,“ ruft er mit bebendem Ton,
„Allgütiger Gott! hier liegt mein Lohn!“

Verf. unbestimmt.

16. Der alte Hans. (s. Seite 116.)

Die Wachtfeuer lodern! bei ihrem Schein
Sieht man ruhn die bärtigen Krieger;
Von Hand zu Hand geht der Becher mit Wein,
Und erfreut das Herz der Sieger.
Nur einer sitzt stumm, ein alter Husar,
Der sonst der Fröhlichsten einer war,
Der spricht kein Wort, er verschmäht den Wein;
Was mag dem Kauz widerfahren sein? —

Und der Feldherr reitet in stiller Nacht
Durch die Gassen von weißen Gezelten;
Er besichtigt die Posten, besucht die Wacht,
Und ihr Jubel begrüßet den Helden.
Da trifft den alten Husaren sein Blick;
Er hält das schäumende Roß zurück,
Und sieht den alten Krieger an,
Und spricht gar freundlich: „Was fehlt dem Mann?"

Der stellt sich gerade, in Positur,
Und salutirt: „Halten zu Gnaden!
's ist, so zu sagen, 'ne Dummheit nur,
Ich schäm' mich fast vor den Kamraden.
Wir zogen heut über die Alpenhöh',
Da versank ich mit meinem Pferd in den Schnee;
Ich ward gerettet, das Pferd ist hin,
Und das liegt mir nun allweil in meinem Sinn."

's war nur ein Thier, das weiß ich schon,
Da soll man sich nicht so gebärden;
Doch, Herr General, in der ganzen Schwadron,
Unter all' den wackern Pferden
Ist keins wie mein Hans! so fromm wie ein Kind,
So leicht auf den Füßen, — es lief wie der Wind:
Wenn's „Vorwärts!" hieß, unter Kriegsgeschrei,
Da war keiner so schnell wie mein Hans dabei!"

„Durch zwanzig Schlachten trug mich das Thier,
Ihm dank' ich zweimal mein Leben!
Und gleich einem Hündlein war es mir
So treu und gehorsam ergeben.

Auch hab' ich oft, wenn im Lager war Noth,
Mit dem Hans getheilet mein letztes Brot.
Und sprach ich mit ihm, so verstand er mich ganz, —
Ja, lacht mich nur aus — so war mein Hans!"

„Oft, wenn ich auf Posten stand in der Nacht,
Vom eisigen Sturme durchschaudert,
Da hab' von vergang'ner Gefahr und Schlacht
Ich gern mit dem Pferde geplaudert, —
Und verstanden hat's mich, das schwör' ich hier!
Es kehrte die hellen Augen nach mir,
Und nickte so freundlich und klug, als sei
Seine Antwort: Da war ich auch dabei!"

„Und heute, als in den Schnee sank das Thier,
Und wir es nicht mehr konnten erfassen,
Da sah es zurück so schmerzlich nach mir,
Als spräch' es: Du kannst mich verlassen? —
Es schnitt mir ins Herz, ich habe geweint,
Als wär' mir gestorben ein Mensch, ein Freund;
Und jetzt noch — sprech' ich davon — Gott weiß!
Kommt's mir in die alten Augen ganz heiß." —

Und nicht ohne Rührung schauet der Held
Des greisen Kriegers Bewegung;
Stets hat ihn ein menschliches Herz beseelt,
Und er achtet die menschliche Regung.
Der Kriegers Thräne ums treue Pferd
Hat in seinen Augen den Mann nicht entehrt;
Er tröstet den Alten mit gütigem Wort,
Und wendet sein Roß und will wieder fort.

Da schnaubet und keucht es herbei durch die Nacht,
Und ein lediges Pferd kommt gesprungen; —
Der alte Hans ist's! — wer hätt' es gedacht! —
Er hat aus dem Schnee sich gerungen!
Nach eilt das Thier schnell dem Regiment,
Von niemand läßt es sich fangen, und rennt
Seinem Herrn entgegen und wiehert vor Lust,
Und legt seinen Kopf an des Greises Brust.

Der stehet und schauet und weinet und lacht,
Und weiß kaum, wie ihm geschehen!
Doch ein Auge glänzt durch die Sternennacht,
Das Auge kann sein Fühlen verstehen!
Und der Feldherr blicket ihn liebreich an:
Gute Nacht denn jetzt, mein wackrer Mann!
Auf dem Schlachtfelde draußen, im Waffenglanz,
Da seh' ich Euch wieder und Euren Hans!"

Weidmann.

17. Harras, der kühne Springer. (s. Seite 118)

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen;
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr;
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Der Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen:
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt;
Das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite,
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpfdonnernd widerklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
Und keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Übermacht muß es erliegen;
Das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur — eine Felsenburg —
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch,
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen nur brausen:
Er steht an des Tschopauthals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n
Sieht er seine schimmernde Feste stehn;
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüber rief',
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl funfzig Klaftern tief,
Schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel.

Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab,
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle;
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und — es setzt hinab in die Fluten.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt!
Ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt, —
Der Ritter ist wohl erhalten!
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Muthigen nimmer!

Th. Körner.

18. Bischof Kollonits. (s. Seite 120.)

Wenn ein Berg zusammenstürzend
In dem Thal ein Haus verschlingt,
Wo die Mutter mit den Kindern
Schmachtend mit dem Tode ringt;
Wie dann Alle jauchzend eilen
Aus dem finstern Schreckensgrab,
Wenn die Rettung plötzlich nahte,
Die dem Licht sie wiedergab:
Also stürzten einst die Wiener
Aus den Thoren jubelfroh,
Als in ihren höchsten Nöthen
Schmachbedeckt der Türke floh;
Eilten in das Türkenlager,
Wo die Schätze einer Welt

Ungezählet offen lagen
In dem seidenen Gezelt.
Was des Menschen kühnstes Wünschen
Kaum ersinnt im Traum der Nacht,
Alles lag als Siegesbeute
Offen hier in reichster Pracht.
Jeder nahm, was ihm gelüstet',
Aus den Schätzen sich zur Hand;
Manchem ward es schwer, zu wählen,
Daß er lange sinnend stand.
Dieser nahm die schmucken Waffen:
Säbel, Dolche — blitzesgleich;
Jener sich Araberrosse,
Schlank und kühn und adelreich.
Dieser seidne Purpurstoffe,
Steine, Perlen, Goldgewand,
Nach dem Roßschweif, nach den Fahnen
Griff des Feldherrn stolze Hand.
Ambra, Balsam, Rosenwasser
Nahm der süße Weichling hin,
Reiherfächer, Mokkabohnen,
Weihrauchduft erfreuten ihn.
Wie sich jeder also gierig
Um die Beute riß und stritt,
Ernst und heilig da ein Bischof
In des Lagers Mitte tritt,
Der gestärkt, gepflegt, getröstet
Alle in der harten Zeit,
Und für sie die Brust geboten
Waffenlos dem Feind im Streit.
Ihm gebührte wohl die Krone,
Ihm der Beute reichster Theil;
Und sie riefen: „Wähle! wähle!
Dir verdanken wir das Heil!"
Seinen Mantel, seine Arme
Breitete der Bischof aus:
„Kommet all', ihr Waisenkinder!
Kommt, ich wähl' Euch mir heraus!

Eure Väter, die Gefangnen,
Mordete der Türke hier;
Ihr, die liebsten aller Schätze,
Kommt, ihr Armen, kommt zu mir!"
Als der Bischof dies gesprochen,
Milde und voll heil'ger Ruh:
Liefen froh dreihundert Kinder
Ihrem neuen Vater zu.
Und von dannen ging der Bischof,
Der der Armut sich vermählt,
Mit der Beute, die er siegend
Aus den Schätzen sich erwählt.

Verf. unbestimmt.

Anhang.

Geschäftsaufsätze.

1. Rechnung.

Rechnung

für Herrn Doctor Bremer hieselbst
über gefertigte Tischlerarbeit.

1857.		ℛ	gr.	₰
12. Jan.	Ein Kleiderschrank von Tannenholz mit Beschlägen	10	15	—
5. März	6 Stück Bilderrahmen, schwarz poliert, à 15 Ngr.	3	—	—
20. April	½ Dutzend eschene Stühle	8	—	—
13. Juni	Ein Küchenschrank von Tannenholz .	5	10	—
" "	Einige Spielsachen für die Kinder ausgebessert	—	20	—
25. Juni	Ein mahagoni Bücherschrank mit Glasthüren und Beschlägen	20	20	—
	Summa	48	5	—

Ildehausen, den 5. Juli 1857.

Vorstehende Summe richtig empfangen zu haben, bescheinigt hiermit dankend

Heinrich Werner,
Tischlermeister.

2. Quittungen.

60 ℛ𝓉𝓁,
buchstäblich sechzig Thaler Courant habe ich von Herrn Konrad Eichenlaub für meinen vor dem Hedwigsthore belegenen Garten als Pachtbetrag für das Jahr 1856 richtig ausbezahlt erhalten.

Feldhausen, den 2. Januar 1857.

Theodor Wolf.

Für das Michaelis-Quartal d. J. ist mir vom Herrn Rentmeister Müller der Gehalt mit zwanzig Thalern Courant richtig ausgezahlt worden, was ich hiermit bescheinige.

Bernhardsdorf, den 29. September 1856.

Robert Spanner,
Verwalter.

3. Empfangsscheine.

Daß mir der Bote Anton Breiter von Lengsfeld einen Brief, enthaltend funfzig Thaler, heute richtig eingehändigt hat, bescheinige ich hiermit.

Ludwigsfeld, den 24. December 1856.

Ernst Ritter, Assessor.

Der Fuhrmann Christian Heine aus Meerdorf hat heute eine Kiste, gezeichnet B. F. D. wohl verwahrt bei mir abgesetzt, und bescheinige ich solches hierdurch auf sein Verlangen.

Helmstedt, den 9. August 1857.

Ferdinand Baier,
Gastwirt.

4. Obligationen oder Schuldscheine.

150 ℛ𝓉𝓁, buchstäblich einhundert und funfzig Thaler Courant sind mir vom Lohgerbermeister Herrn David Rothschild hieselbst am heutigen Tage als Darlehn baar und richtig ausgezahlt worden, welches ich hierdurch bescheinige und zugleich verspreche, das bemerkte Kapital nach Verlauf eines Jahres, nebst vier Procent Zinsen, an Denselben wieder zurückzuzahlen.

Hartenfels, den 30. April 1857.

Adolf Hartknopf,
Schuhmachermeister.

Ich bescheinige hierdurch, daß mir der Essigfabrikant Herr Philipp Sauer allhier am heutigen Tage einhundert Thaler Courant geliehen hat, und verspreche, dieses Kapital nach sechs Monaten nebst fünf Procent Zinsen p. a. wieder zurückzuzahlen.

Sonnenfeld, den 30. September 1856.

Hermann August Bote,
Victualienhändler.

5. Tilgungsschein.

Herr Gustav Brandhorst, Ziegeleibesitzer allhier, hat mir die ihm vor zwei Jahren geliehenen fünfhundert Thaler Courant nebst den Zinsen am heutigen Tage baar und richtig zurückerstattet.

Da die Obligation, welche mir Herr Brandhorst am 1. October 1854 über das bemerkte Kapital ausstellte, abhanden gekommen, so erkläre ich hiermit, daß dieselbe, falls sie sich wieder finden sollte, für ungültig und nichtig zu halten ist.

Kreuzberg, den 1. October 1856.

Karl Christian Bach,
Particulier.

6. Vollmacht.

Ich Endesunterzeichneter ertheile hierdurch dem Herrn Notar Dr. Georg Neuhof in Hirschfeld die Vollmacht, mein alldort in der Bergstraße unter №. 25 belegenes Haus nebst Zubehör und dabei befindlichem Garten öffentlich und meistbietend zu verkaufen. Was derselbe in dieser Beziehung thun wird, verspreche ich, so anzusehen, als sei es von mir selbst geschehen.

Solches bezeuge ich durch Unterschrift meines Namens und durch Beifügung meines Siegels.

Breitenstedt, den 15. Juni 1857.

(L. S.) Heinrich Ernst Brauer,
Zimmermeister.

Daß vorstehende Vollmacht von Herrn Heinrich Ernst Brauer an dem bemerkten Tage in meiner Gegenwart unter=

zeichnet und besiegelt ist, bezeuge ich hierdurch nach meiner Amtspflicht.

Breitenstedt, den 15. Juni 1857.

(L. S.) Adolf Hüter,
Fürstl. Bergischer Procurator.

7. Revers (Sicherungsschein).

Mein Nachbar, der Schlossermeister Herr Edmund Großmann, hat die Gefälligkeit gehabt, mir auf mein Ansuchen den täglichen Durchgang durch seinen Hausgarten zu gestatten. Damit aber diese mir eingeräumte Freiheit in der Folge nicht als ein Recht angesehen werden könne, so verpflichte ich mich hierdurch, dieselbe niemals für ein Recht zu erklären und augenblicklich auf jene Erlaubniß zu verzichten, sobald Herr Nachbar Großmann dieselbe zurückzunehmen für gut findet.

Zu mehrerer Bestätigung habe ich diesen Revers eigenhändig ausgestellt, unterschrieben und besiegelt.

Schöneberg, den 17. August 1856.

(L. S.) Dr. Friedrich Schwabe.

8. Contracte.

Lehrcontract.

Herr Ernst Anton Faber, Finanzrevisor zu Braunschweig, ist entschlossen, seinen Sohn Emil bei Herrn Friedrich Franz Weiß, Kaufmann in Magdeburg, in die Lehre zu geben, und es ist von beiden Theilen darüber Folgendes bestimmt:

1) Herr Friedrich Franz Weiß nimmt den Emil Faber als Lehrling in seine Handlung und verpflichtet sich, demselben die zu den Handelsgeschäften nöthige Anleitung zu geben, ihn dabei in freier Kost und Wohnung zu erhalten, ihn auch zu keinen andern als den eigentlichen Handelsgeschäften zu gebrauchen, ihn zu allem Guten anzuhalten und nach Verlauf von drei Lehrjahren loszusprechen.

2) Dagegen macht sich Herr Ernst Anton Faber verbindlich, das Lehrgeld für seinen Sohn mit zweihundert Thalern Gold, und zwar die Hälfte davon gleich bei der Aufnahme um Ostern d. J. und die andere Hälfte beim Beginn des dritten Lehrjahres, zu zahlen, und über-

nimmt die Bürgschaft für etwaigen Schaden und Nachtheil, der durch die Schuld seines Sohnes dem Lehrherrn erwachsen könnte.

Emil Faber verspricht überdem seinem Lehrherrn Treue, Folgsamkeit und ein gutes Verhalten.

Vorstehender Contract ist doppelt ausgefertigt und von beiden Theilen unterschrieben und untersiegelt.

Magdeburg, den 14. April 1857.

(L. S.) Friedrich Franz Weiß.
(L. S.) Ernst Anton Faber.

Kaufcontract. (Kaufbrief.)

Zwischen den Unterschriebenen, Zimmermeister Ludwig Kunhard, als Verkäufer, und Tischlermeister Wilhelm Reiners, als Ankäufer, ist am heutigen Tage nachstehender Vertrag verabredet und geschlossen worden:

1) Ludwig Kunhard verkauft sein in der Burgstraße sub Nr. 124 belegenes Haus sammt allem, was dazu gehört an Hof und Hintergebäuden, so wie auch den daneben befindlichen Obst- und Gemüsegarten, an Wilhelm Reiners für die Summe von 3000 Thlr., buchstäblich dreitausend Thalern Courant.
2) Von dieser Summe werden innerhalb sechs Wochen eintausend zweihundert Thaler baar abgetragen.
3) Die übrigen eintausend achthundert Thaler bleiben als Hypothekschuld, laut einer darüber auszufertigenden gerichtlichen Obligation, auf dem Hause und dessen benanntem Zubehör und Garten mit dem beiderseitigen Vorbehalt halbjähriger Kündigung zu vier Procent Zinsen, von heute an gerechnet, stehen.
4) Gleich nach der Zahlung der bei §. 2 bemerkten eintausend zweihundert Thaler wird das Haus dem Käufer, Wilhelm Reiners, völlig eingeräumt, und werden ihm zugleich die auf dasselbe bezüglichen Schriften übergeben.
5) Die bei diesem Kaufe vorkommenden Kosten übernimmt der Käufer allein zu tragen.

Zur gegenseitigen Versicherung ist der vorstehende Vertrag von beiden Theilen eigenhändig unterschrieben und besiegelt,

doppelt ausgefertigt, und jeder Betheiligte hat ein Exemplar davon erhalten.

Geschehen zu Braunschweig den ersten September eintausend achthundert sieben und funfzig.

(L. S.) Ludwig Kunhard.
(L. S.) Wilhelm Reiners.

9. Atteste (Zeugnisse).

Dem Arbeitsmann Christian Wehre von hier, welcher seit zwei Jahren die meiste Zeit in meinem Dienste beschäftigt war, bezeuge ich hierdurch, daß ich ihn stets als einen treuen, fleißigen und gewissenhaften Arbeiter befunden habe. Auf sein Verlangen, da er sich auf hiesigem Bahnhofe um einen Dienst bewerben will, wird ihm das Gesagte der Wahrheit gemäß hierdurch bescheinigt.

Hersfeld, den 13. Mai 1857.

Ferdinand Schön, Amtmann.

August Bleier aus Hornthal hat bei mir drei Monate als Mauergesell gearbeitet. Obgleich ich ihm das Lob eines fleißigen und geschickten Arbeiters zu ertheilen im Stande bin, so darf ich doch nicht verschweigen, daß mir derselbe durch seinen Hang zum Trunke und durch sein rechthaberisches Wesen manchen Verdruß verursacht hat.

Velpke, den 21. Juni 1857.

Hermann Stein,
Maurer- und Steinhauermeister.

Jakob Feldner aus Rautheim hat bei mir drei Jahre als Hausknecht gedient und sich während dieser Zeit immer treu, ehrlich und ordentlich verhalten, auch in seinen Dienstobliegenheiten sich jederzeit fleißig, folgsam und gewissenhaft bewiesen. Solches bescheinige ich ihm hiermit der Wahrheit gemäß.

Königslutter, den 30. September 1856.

Eduard Müller,
Gastwirt und Brauereibesitzer.

10. Testament.

Ich, Georg Wilhelm Walther, verordne hierdurch frei-

willig und bei vollster Überlegung, wie es nach meinem Tode mit meiner Nachlassenschaft gehalten werden soll:

1) Meine beiden Söhne, Hermann und Bernhard, sollen, nach Vorabnahme der nachbemerkten Legate, mein sämmtliches bewegliches und unbewegliches Vermögen zu gleichen Theilen erhalten.
2) Meiner treuen, rechtschaffenen Haushälterin, Marie Eisenberg, sollen gleich nach Eröffnung des Testaments dreihundert Thaler ausgezahlt werden.
3) Mein treuer und fleißiger Hausknecht, Heinrich Balke, soll zu gleicher Zeit zweihundert Thaler ausgezahlt erhalten, und außerdem meine sämmtlichen Ackergeräthschaften empfangen.
4) Die Taubstummenanstalt, die Blindenanstalt, die Kleinkinder-Bewahranstalt und die Speiseanstalt für Bedürftige, in hiesiger Stadt, sollen jede einhundert Thaler erhalten.
5) Meine Mineralien-Sammlung nebst den dazu gehörenden Behältnissen und Verzeichnissen, ingleichen meine Electrisirmaschine, meine Luftpumpe und mein Sonnenmikroskop sollen der hiesigen westlichen Bürgerschule als Eigenthum übergeben werden.

Diesen meinen letzten Willen habe ich in Gegenwart zweier erbetenen Zeugen mit meiner Namensunterschrift versehen.

Braunschweig, den 1. September 1856.

Georg Wilhelm Walther.

Karl Ernst Riemann } Zeugen.
Friedrich Wilhelm Große }

Ferdinand Heers, Testamentsvollstrecker.

Neukirch, J. Chr. L.

Praktischer Stilbildungsfreund für Schule und Haus

Bd.: 2

1858